

Die Gartenlaube

Stadt
Bücherei
Halle



30 Pf. 10 Cents U.S.A.
60 Gr. Oestr.

NUMMER 7 BERLIN, 16. FEBRUAR 1933

Ausgabe B mit Versich. 45 Pf.
einschließl. 5 Pf. Zustellgebühr

Vom Ohr zum Herzen

Entscheidung. Sie haben ein Mädchen kennengelernt, mit dem Sie eine tiefe Zuneigung verbindet. Auf Ihre Frage hat das Mädchen ehrlich zugegeben, daß sie vor Ihnen schon einen anderen Freund gehabt hat, die Beziehungen jedoch löste, noch ehe Sie Sie kennenlernte.

Nichts spricht stärker für Ihre Freundin als die Tatsache, daß sie ihre frühere Beziehung ehrlich eingestanden hat. Und es läge eine tiefe Tragik darin, wenn jenes Mädchen mit einer Trennung für einen Scheit müssen müßte, für den sie nur zu einem Teil verantwortlich zu machen ist, zum überwiegenden Teil aber jener andere Mann und der suggestive Einfluß bestimmter Zeitströmungen. Ihr Brief zeigt mir auch deutlich, daß Ihr Herz sich schon für die Freundin entschieden hat, und Sie sind sich nur nicht ganz sicher, ob auch der Kopf dazu „Ja“ sagen kann. Hierzu gehört vor allem, daß Sie jenen Angstvorstellungen energisch zu Leibe gehen, die nur die Eifersucht geboren hat; die Möglichkeit, daß eine Frau einem angehört und dennoch in Sehnsucht an einen anderen denkt, ist logisch immer vorhanden in Fällen, wo die Liebe nicht groß und tief genug ist, um alles andere zu besiegen. Und wenn Ihre Braut keinen anderen Freund vorher gehabt hätte oder vielmehr ihre Beziehungen nicht so weit gegangen wären, könnte dies dennoch eintreten. Nicht die Tatsache jener früheren Bindung also ist maßgebend für oder gegen die Möglichkeit, die zukünftige Frau ein Leben lang in glücklicher, ungestörter Ehe zu besitzen. Diese Sicherheit aber kann man nicht vorher errechnen wie eine Rechenaufgabe: wir wissen alle, daß auch Liebe ein Glaubensakt ist. Wie aus dem wahrhaften Glauben aber soll auch aus der wahrhaften Liebe die Kraft des Vertrauens erwachsen. Vertrauen zu dem geliebten Menschen und ebenso Vertrauen zur Macht der eigenen Liebe. Ihre Erwägung, einen Individualpsychologen zu Rate zu ziehen, zeigt, daß Sie selbst die Empfindung haben, es fehle Ihnen letzten Endes an innerer Sicherheit, und es wäre vielleicht ganz gut, wenn Sie einen solchen Versuch machten. Aber ich glaube, wenn Sie zur Erkenntnis kommen, daß Sie ein einzelnes Mädchen nicht voll verantwortlich machen können für das, was ein großer Teil der Menschen heute nicht nur duldet, sondern als Recht verkündet, werden Sie selber eine gerechte Entscheidung finden, und zwar losgelöst von der grundsätzlichen Einstellung zu dieser „modernen Frage“.

Charl. Sophie. Sie sind mit einem Dipl.-Ingenieur befreundet, der eine feste Stellung hat. Seit einiger Zeit finden Sie das Benehmen des Freundes verändert, er fürchtet scheinbar, durch die Beziehung zu Ihnen in seiner Arbeit abgelenkt zu werden.

Es ist schon richtig, daß Sie als Frau nicht gut direkt eine Heirat vorschlagen können. Wohl aber sind Sie vollauf berechtigt, eine klare Ausprache herbeizuführen. Sie fürchten, durch ein zu deutliches Wort den Freund zu verlieren. Nun nehmen Sie aber einmal an, diese Freundschaft ginge ohne ein klares Ziel noch einige Jahre so weiter, bis Sie dann erfahren müßten, daß der Mann keine ernsten Heiratsabsichten hat. Bis dahin aber hätten Sie sich innerlich noch fester an ihn gebunden, und die Trennung wäre noch viel schmerzlicher als heute. Ein solches Verhalten wäre doch nichts anderes als Vogel-Strauß-Politik. Da der Freund daran arbeitet, seinen Doktor zu machen, kann es doch nicht mehr-gar so lange dauern, bis er das Gramen macht

und damit der Zeitpunkt für eine Entscheidung gegeben ist. Bis dahin würde ich noch warten und seine Arbeit infolfern respektieren, daß Sie seine Zeit auch weiter nur Sonntags in Anspruch nehmen. Wenn Sie dies durchführen, ist es aber töricht, daß Sie die gemeinsam verbrachten Stunden als ein „Gnadenbrot“ ansehen. Sie sagen, Sie seien sehr feinfühlig — sind Sie nicht vielleicht überempfindlich? Wenn Ihr Freund dann sein Gramen gemacht hat, haben Sie ein volles Recht zu einer Ausprache. Und sollte es auch bis dahin noch ein volles Jahr dauern — ein Jahr in Liebe zu warten heißt noch nicht, wie Ihre Bekannten meinen, „seine Jugend vertrödeln“.

Kleinkrieg. Sie haben mit Ihrer Frau Zwist wegen der Nachbarsleute. Durch die Kinder der Familien ist es zu Streitigkeiten zwischen den Hausfrauen gekommen, und Ihre Frau ist so empört; daß sie „förmlich in Rachsucht schwelgt“ und der Nachbarin mit kleinen Schikanen das Leben sauer machen möchte.

Nach Ihrer Schilderung will ich schon glauben, daß Ihre Frau wirklich der schuldlosere Teil bei dem Kleinkrieg war; trotzdem sind Sie im Recht, wenn Sie Ihre Rachsucht energetisch zurückweisen. Ganz abgesehen davon, daß Rachsucht immer häßlich ist, ist sie auch — nennen wir es einmal: unklug. Es ist doch selbstverständlich, daß die Nachbarin die Bosheiten nicht freundlich einstecken, sondern bei jeder Gelegenheit Revanche üben wird. Dann kann es ja ein dreißigjähriger Krieg werden! Jede erfahrene Hausfrau weiß, daß bei einem solchen Zustand beide Teile schlecht abhneiden, und schon gar, wo Kinder sind, ist man doppelt auf häuslichen Frieden und gegenseitige Duldsamkeit angewiesen. Hier dürfen Sie wirklich Ihre männliche Autorität geltend machen und energetisch auf Waffenruhe bestehen!

Mutter Lisa. Sie machen sich Sorgen darüber, daß Ihr zehnjähriges Töchterchen nicht für weibliche Arbeiten zu haben ist, sondern lieber mit den wildesten Buben auf der Straße herumtobt und abends in „unbeschreiblichem Zustand“ nach Hause kommt.

Solange das Herz sauber bleibt, machen Sie sich über den unbeschreiblichen äußersten Zustand, den jede Mutter gesunder Kinder kennt, keine Sorgen! Bei Ihren Vergleichen aber mit den tadellosen Kindern einer vornehmen Freundin, die Sie selber „allerdings ein wenig affektiert“ nennen, tun Sie Ihrem frischen Mädelchen unrecht. Es ist wirklich nicht beängstigend, wenn Ihrer Kleinen noch der Roller mehr zusagt als der Strickstrumpf und wenn sie energisch erklärt, daß sie lieber mit den Jungen spielt, weil Mädel „doch bloß gleich zu heulen anfangen“. Schon in zwei Jahren kann das Bild ganz anders aussehen, und Ihre Tochter wird sich vielleicht früher als Mädchen erweisen, als Ihnen lieb ist. Lassen Sie Ihren Wildfang sich ruhig austoben; desto gesünder und ungebrochener wählt der Mensch in ihm heran.

G. T. Ihren Brief mit den beigefügten Aufsatzproben Ihres Jungen habe ich erhalten. Sie möchten meine Meinung darüber wissen, ob diese Aufsätze nicht für eine starke „schriftstellerische“ Begabung zeugen, der man in der weiteren Schulbildung Rechnung tragen müßte.

Die Antwort fällt mir nicht ganz leicht, denn ich möchte Ihre mütterliche Freude nicht zerstören. Darum will ich auch gleich bemerken: die Sachen sind wirklich nett und mit erfreulicher Schrift geschrieben. Weitere Schlüsse kann man aber noch nicht daraus ziehen. Außerdem ist der Junge gerade in den Entwicklungsjahren, wo oft plötzliche Begabungen erscheinen, die aber ebenso plötzlich verschwinden können. Darum: ohne viel Aufheben, aber behutsam pflegen, was an Fähigkeit und Neigung da ist, dem Jungen die Freude an seiner Arbeit erhalten, ohne ihn festzulegen durch Überbetonung!

In der nächsten Nummer bringen wir:

- 37 000 Kilometer auf dem Fahrrad
Dritter Reisebericht aus Brasilien von Siegfried Schütze
Die Brüderschaft vom Efeublatt
Skizze von Carl Bulke
Das verschmähte Ei
Eine von Karl Boese illustrierte Erzählung von Ruth Köhler-Irrgang
Zumbuschs feiern Fasching
Eine heitere Erzählung von Eduard W. von Rosenberg mit vielen Bildern

Beide Romane in Fortsetzungen

Der Frühling steht vor der Tür

Gärtnerische Anregungen von Irmgard Straub
Mit Zeichnungen von Joachim Lutz

Mode: Schleifen, Karos, Pelerinen

Küche: Fische, festlich angerichtet

Berufsberatung

Theater und Film

Die Gartenlaube



Berlin, 16. Februar

Begründet 1853

Nr. 7

ILLUSTRITES FAMILIENBLATT

1933



Aufmarsch zur Trauerfeier

für den Polizeiobерwachtmeister Joseph Zauritz und den Sturmführer Hans Eberhard Maikowski, die beide in der Nacht des historischen Fackelzuges in Berlin von Kommunisten erschossen wurden. Nach einer eindrucksvollen Trauerkundgebung im Berliner Dom im Beisein von Vertretern der Reichs- und der kommissarischen Staatsregierung bewegte sich der Trauerzug zum Invalidenfriedhof, von Hunderttausenden erschütterter Zuschauer stumm geprägt

Aufn. Scherl

Stippvisite in Japan

Es ist etwas Eigenartiges um die japanische Kirschblüte. Für viele ist „Japan“ und „Kirschblüte“ ein Begriff. Zu diesen vielen gehöre ich. Japan, pflegte ich zu denken, besteht aus Kirschblüten, Papierlaternen, Kirschblüten, Bambushäusern, einem schneebedeckten Berg Fuji und — aus Kirschblüten.

Doch Herr Watanabe aus Tokio beehrte mich eines Besseren. „Sie glauben, die Kirschblütenzeit währe das ganze Jahr“, sagte er schon vor der Ankunft im

Die ganze Familie trägt im Winter auf der Straße „Bazillen-Masken“. Nur im Zimmer und auf der Bahn (bei wirklicher Bazillengefahr) nimmt man die Masken ab



Von Hans Michaelis
Mit Zeichnungen des Verfassers



Reklametrommler in Tokio, der seine Ware unter Musikbegleitung anpreist. Der Schafkopf auf dem Papierkorb meint: nur Schafe werfen Papier auf die Straße

Mißglückte Eßversuche mit Stäbchen; und außerdem hat man ein Loch im Strumpf!



Kirschblütenland an Bord der Zwölftausend-Tonnen-Oschunke, „da werden Sie schwer enttäuscht sein. Die richtige Kirschblütenzeit fängt nämlich erst im April an. Jetzt ist es noch eiskalt. Und außerdem“, fügte er lächelnd hinzu, „wenn Sie die Baumblüte von Werder kennen, wird Japan Ihnen nicht mehr imponieren.“

So versuchte Herr Watanabe aus Tokio meine unbefangene Japanbegeisterung zu dämpfen. Ich aber nannte ihn im stillen einen Lügner und sah ungeduldig der Ankunft im frühlingsbunten Kirschblüten-Rippon entgegen.

Raum waren wir in Yokohama angekommen, hatte ich schon — hatschi! — eine echt japanische Erkältung weg. Da lag ja richtiger Schnee, und es herrschte regelrechter bitterkalter Winter, genau wie in Mitteleuropa!

Gleich hungrigen Raben stäpften ein paar Rikschafulis im Schnee und warteten auf uns Neuankommende, um den Fremden den Glauben zu erhalten, daß die Riksha das Verkehrsmittel Japans sei. Die Japaner aber gingen an den Kulis vorbei und nahmen ein Taxi, genau wie bei uns. Trotzdem machten die Rikschas noch ein ganz gutes Geschäft, denn jeder wollte doch, „der Landesitte entsprechend“, mindestens bis zum Bahnhof Sakuragicho gezogen und dort photographiert werden, um ein paar Dutzend liebe Bekannte im fernen Mitteleuropa beziehungsweise Nordamerika vor Neid bersten zu lassen. Obwohl die Rikschas heute auch nicht mehr so „echt“ aussehen wie ehedem. Sie sind mit Autohupen ausgerüstet und die „Chauffeure“ tragen statt des breitrandigen Kulihutes meist eine ganz gewöhnliche Schirmmütze. Und wer glaubt, daß der Kuli mit einer Handvoll Reis als Bezahlung zufrieden ist, wie man so oft hört, muß hier die Erfahrung machen, daß er doppelt so

Nur eins konnte ich beim besten Willen nicht finden: eine Kirschblüte.

*
Japaner haben, wenn sie mit Europäern sprechen, immer ein nachsichtiges Lächeln an sich. Das habe ich nie so recht begriffen. Jetzt weiß ich, warum. Denn ich habe meinen japanischen Freunden bereits am ersten Tage so viel Grund zu nachsichtigem Lächeln gegeben, daß ich mir nachher vorkam wie einer jener Varietéclowns, die alles, was sie anfassen, falsch machen und dauernd unfreiwillig für die Belustigung des Publikums sorgen. Mein einziger Trost war, daß es allen Europäern ähnlich ergeht.

Hören Sie, lieber Leser, im folgenden die Geschichte eines Unglücks, der während seines ersten Tages in Japan von einem Faux pas in den andern fiel!

Es fing bereits mit der Begrüßung an. Ich wurde einigen japanischen Herren vorgestellt. Mit leichtem Kopfnicken reichte ich ihnen die Hand, wie ich es im fernen Westen gelernt hatte. Sie hingegen legten die Hände auf die



Die mißverstandene Schärpe
„— Nun sag mal,
wozu trägt die
junge Dame einen
Fallschirm an
Bord?“

viel Geld in die schwielige Kulihand legen muß, als die Tage eines Autos ausgemacht hätte.

Mit dieser Berechnung beschäftigt, stieg ich in den Zug, der Yokohama mit Tokio verbindet. Gott, hatte ich mir das anders vorgestellt! Einen Zug im uralten Asien, wo man Zeit hat und wo Jahrhunderte nichts bedeuten! — Dieser Zug aber war ein elektrischer Express mit automatisch zuklappenden Türen, zwischen deren Gummirändern immer ein Bein hängen bleibt, ganz genau wie bei uns. Blitzschnell saust er am Berg Fuji vorbei, der sein jahrtausendaltes Haupt schüttelt. Das nennen die Japaner Erdbeben und denten sich nicht viel dabei. Man hat sich daran gewöhnt, täglich fünf Erdstöße zu spüren. Im Herbst jedoch, in der „Erdbebensaison“, schüttelt sich die Erde so, daß die hier anjässigen Europäer nicht viele ruhige Nächte haben und oft aus dem Bett springen, um sich in den Türrahmen als den sichersten Teil des Hauses zu stellen, bis der Erdstoß vorbei ist. Da hilft dann nur, in das erdbebensichere Imperial-Hotel zu ziehen, das die Katastrophe von 1923 überstanden hat, ohne sich in seine Bestandteile aufzulösen.

Dort saß ich jetzt also in meinem zentralgeheizten Zimmer mit Telefon und Bad und bewunderte etwas wehmütig den Sieg des Fortschritts im Lande der Sonne. Ein Hotelzimmer mit allem Komfort der Neuzeit; alles gab es darin: warmes, kaltes und Eiswasser, vom Bett aus verschließbare Tür, eingebaute Wandschränke — kurz alles, was zu einem modernen Hotelzimmer gehört.



Die Hauptstraße Tokios hat den gleichen Charakter wie eine europäische Großstadt, kein Verkehrsmittel fehlt



„Entschuldigen Sie vielmals die Unverfrönenheit meines nichtwürdigen Fußes, unter Ihren ehrenwerten Füßen zu geraten!“
Lächelnde Höflichkeit, das ungeschriebene Gesetz Nipppons

Kniestellen und blieben rechtwinklig verbeugt eine halbe Minute stehen, worauf sie dieselbe Prozedur noch zweimal in gleicher Ausführung wiederholten. Und ich stand daneben und wußte nicht, was ich machen sollte. Peinlich! — Heute weiß ich, daß man in seiner Verbeugung (so tief, bis die Hosenträger knarren) verharren muß, bis der andere sich aufrichtet. Da der „andere“ aber auch wartet, will sich eben keiner zuerst aufrichten, und darum können solche Verbeugungen dauern, bis die Sonne untergeht.

Wir betraten ein japanisches Restaurant. Natürlich muß man sich schon an der Schwelle des Hauses seiner Schuhe entledigen. Das klingt einfach, aber wenn drei Paar lächelnde Mädchenaugen auf Ihre Schuhe gerichtet sind, werden auch Sie nervös und verknö-

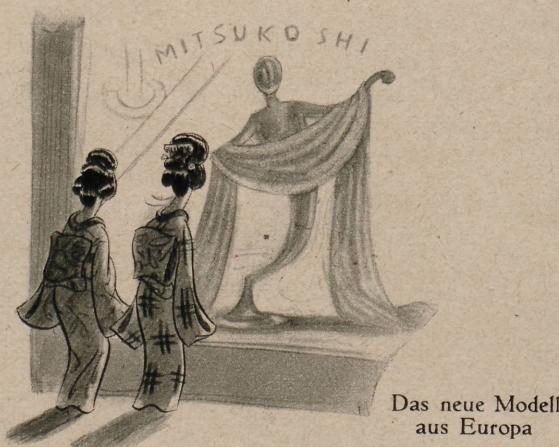
ten die Schnürsenkel, von denen einer prompt zerreißt. Außerdem haben Sie im linken Strumpf ein Loch. Mein japanischer Freund hat auch ein Loch im Strumpf, aber er hat ein Gegenmittel in der Tasche, einen Ersatzfüßling, den er schnell über den Strumpf mit der unvorschriftsmäßigen Öffnung zieht. Ich aber steige mit entblößter Zehe die Treppe hoch, und wir betreten das Speisezimmer. Es ist ein Privatspeisesaal mit verschiebbaren Papierwänden. Wir nehmen auf der Matte Platz. Das klingt einfach, aber es erfordert akrobatische Geschicklichkeit, stunden-

Ich bewunderte ein Zigarettenetui aus Frosthaut, worauf der Besitzer es mir lächelnd als Geschenk überreichte. Erst viel später erfuhr ich, daß man niemals etwas bewundern dürfe, da der Besitzer es einem dann sofort schenken müsse, was für den Beschenkten natürlich einigermaßen peinlich ist.

Am schnellsten wurde ich mit dem Sake, dem Reiswein, vertraut. Ein altes japanisches Sprichwort sagt: Die Kirschblüte ohne Sake ist nicht der Rede wert. Ich fand jedoch, daß der Sake auch ohne Kirschblüte sehr wohl der Rede wert ist.



Um nicht erkannt zu werden, stülpt sich der japanische Bettelmönch einen Strohkorb über den Kopf



Das neue Modell aus Europa

lang auf den eigenen Füßen mit einem Loch im Strumpf, welches zu verstecken ist, zu sitzen, in der linken Hand eine Porzellanschale zu halten und mit der Rechten vermittelst Stäbchen kleine Pilze aus der Suppe zu angeln. Soweit war es jedoch noch gar nicht. Das Essen begann mit heißen Handtüchern, mit denen man sich Gesicht und Hände abzureiben hat. Dann gab es kleine Schalen mit Tee, in dem, o Wunder, eine Kirschblüte schwamm. Hurra, die erste Kirschblüte! Wenn ich sie mir auch etwas anders vorgestellt hätte.

Dann kam eine Speisekarte aus Holz, auf die ich blind mit dem Finger tippte und erklärte, dieses wäre mein Leibgericht. Ich bekam ein paar Scheiben rohen Fisch, ganz roh, direkt aus dem Meer geangelt und in Scheiben geschnitten. Als ich diese „Roheit“ beanstandete, lächelten meine Freunde nachsichtig. Als ich zwei Riesenschalen Reis vertilgt hatte, fragten sie, ob mir der Reis nicht schmecke, weil ich drei Körner in der Schale gelassen hatte. Ich Greenhorn konnte doch nicht wissen, daß es unhöflich ist, auch nur das geringste Reiskorn in der Schale zurückzulassen. Auch als ich erhebliche Teile des Sukiyakisfleisches von den Stäbchen auf meine Weste fallen ließ, lächelten sie.



Die kleinen Japaner fühlen sich in ihrer rucksackartigen Behausung eben so wohl, wie die europäischen Babys in ihren eleganten Kinderwagen



Das elegante kleine Café „Mon ami“ liegt neben dem Schönheitssalon der modernen Japanerin

Mittagspause im Kindergarten. Die Kinder futtern eifrig ihr mitgebrachtes Essen



Auf der Ginza, der Hauptstraße Tokios, war Hochbetrieb. Studenten in ihren schwarzen Uniformen zogen, leicht angeheitert, von einer amerikanischen Bar in das deutsche Bierlokal „Rheingold“. Vor den modernen Schaufenstern der Warenhäuser standen Frauen in bunten Kimonos mit Kindern auf dem Rücken. In einer Buchhandlung war ein großes Bild von Goethe und eins von Harry Liedtke. Im Shochiku-Za-Kino gab es die „Drei von der Tankstelle“.

Wir gingen in ein großes Kaffeehaus mit richtigen hohen Tischen und Stühlen. Von der Decke hingen üppige Kirschblütenzweige aus Papier (mitten im Winter), und von Tisch zu Tisch huschten kleine Kellnerinnen in japanischer Tracht auf klappernden Getas und servierten Whisky. In einer Nische, unter einem altjapanischen Farbholzschnitt, stand ein Grammophon und grölte: „Wien, Wien, nur du allein.“

Gleich nebenan wurde getanzt. Auf einer Seite des Saales saßen in langer Reihe die Tänzerinnen, die man nach amerikanischem Muster gegen Abgabe eines Tickets für einen Tanz mieten kann. Sobald die Jazzband einzog, eilten die tanzlustigen Jünglinge quer durch den Saal zu ihren Tagi-Girls, um ernsthaft und mit Hingabe nach Rumba- oder Tango-



Aus einem Brief nach Hause: — „Das japanische Essen gefällt mir soweit ganz gut, bloß die heißen Tücher, die es immer als ersten Gang gibt, bekommen mir nicht...“

In solchen Augenblicken beginnt dann der Fremde in seinem naiven Wissensdrang mit dem berüchtigten Kreuzverhör über japanische Dinge, das den Ruf der westlichen Völker noch mehr verschlechtert und den Europäer soweit belehrt, daß er in seinem nächsten ausführlichen Brief in die Heimat seine Kenntnisse zusammenfaßt in dem verständnisvollen Satz: Japan ist ein sehr, sehr seltsames Land.

Kleine traurige Geschichte

Von Roland Betsch

1.

Oben im Gebirgspaz, bei den letzten Ausläufern des Tannenhochwaldes, liegt das Wintersporthotel. Dort herrscht heute abend ein farbig geselliges Treiben. Es ist die brausende Zeit rings um den Pulverschnee. Eine Jazzkapelle spielt. Die Menschen, aus dem Tal in die Höhe geflüchtet, sind toll und ausgelassen.

Es ist auch ein Herr da; ein reicher, etwas wohlbeleibter Herr von etwa 50 Jahren. Er hat sich eine lustige Gesellschaft an den Tisch geladen, darunter ist auch die junge Schilehrerin Lena. Ein Kind der Berge, drunter aus dem nächsten Dorf, das zwischen Wäldern liegt. Es stellt sich heraus, daß Lena heute Geburtstag hat. Ganz zufällig wird das bekannt. Was liegt Lena an ihrem Geburtstag! Sie lacht darüber. Lena geht in brausenden Doppelschwüngen über die Steilhänge und ist schon zweimal im Geländesprung über die große Wächte. Lena hat im letzten Slalom den zweiten Platz belegt und kommt für die nächste Olympia in Frage. Geburtstag, ha, ha! Aber der Herr wird ganz rabiat. Er verlangt Blumen auf den Tisch. He, Kellner, einen großen Blumenstrauß, aber dalli! Der Kellner zuckt die Achseln. Du lieber Gott: Blumen im Schneel! Was sollen Blumen im Schneel!

Es können welche besorgt werden, meint der Geschäftsführer, wenn der Herr absolut Blumen wünschen. Unten im Dorf ist eine Gärtnerei. Aber es sind zwei Stunden Wegs herauf. Der Spaß, mein Herr, wird nicht billig sein. — „Hab' ich nach dem Preis gefragt?“ trumpft der Herr auf. „Bitte, habe ich gefragt, was der Zauber kostet? Lassen Sie Blumen anschwirren!“

Jetzt donnert die Jazzkapelle los. Prost! ruft der Herr und hebt das Sektglas.

2.

Unten bei der Gärtnerei klingelt das Telefon. Es werden Blumen gewünscht. Hinauf zum Hotel. Preis Nebensache. Die Gärtnersfrau ist allein, der Mann tarockt im „Gasthof zur

rhythmen seltsame Tanzbewegungen auszuführen, über die die alt-japanischen Kunstmänner und Bühnenkünstler erstaunt den Kopf schütteln würden. Aber der Anblick bleibt ihnen Gott sei Dank erspart.

Zwischen den Tänzen kehren die Mädchen auf ihren Platz zurück, und keiner der Tänzer darf es wagen, sich dann mit ihnen zu unterhalten; denn so verlangt es japanischer Anstand, und keiner würde es wagen, seine Tänzerin während einer Tanzpause zu einem Gläschen einzuladen. Japaner sind fittenstreng. In Osaka ist der öffentliche Tanz überhaupt verpönt, und die Jugend muß extra nach Kobe fahren, um ein Tanzlokal zu finden.

Wieder hob die Kapelle an und diesmal spielte sie einen alten Walzer. Wir aber sahen zu und bestellten uns einen Whisky.

In solchen Augenblicken beginnt dann der Fremde in seinem naiven Wissensdrang mit dem berüchtigten Kreuzverhör über japanische Dinge, das den Ruf der westlichen Völker noch mehr verschlechtert und den Europäer soweit belehrt, daß er in seinem nächsten ausführlichen Brief in die Heimat seine Kenntnisse zusammenfaßt in dem verständnisvollen Satz: Japan ist ein sehr, sehr seltsames Land.

Linde“. Sie geht ins Gewächshaus und schneidet einen Strauß Chrysanthemen. Das ist jetzt die schönste und teuerste Blume. Während sie durch den verschneiten Garten zurückgeht, fällt ihr ein, daß sie keinen Boten im Haus hat. Wer geht auch jetzt noch zwei Stunden durch die Winternacht aufwärts? Draußen kommt gerade der kleine Benedikt auf Schiern vorüber. Er hat Milch geholt, und der Hund Michel ist bei ihm. Benedicks Eltern sind nicht begütert. Die Gärtnersfrau fragt beim Schuhmacher, ob er wohl die Blumen hinaustragen will zum Hotel. Fünf Mark Botenlohn. Nein, das fällt ihm nicht ein. Er hat kranke Knochen. Aber der Benedikt, der kann es schaffen. Der Benedikt kennt sich aus in den Wäldern. Und läuft auf den langen Brettern wie ein Alter. Jawohl, der Benedikt schafft das; oh, das macht ihm noch Freude obendrein. Gelt, Benedikt?

Benedikt zieht die dicke Jacke an und stülpt die Wollmütze über. Die Blumen kommen in einen kleinen Rucksack. Er schnallt die Bindungen fest und wandert auf seinen kleinen Schneeschuhen in die Nacht. Der Hund Michel geht mit. Seht nur, wie er sich freut!

3.

Oben im Hotel ist, weiß Gott, die halbe Weltordnung aus den Fugen. Die Jazzkapelle spielt wie besessen, und was Beine hat, dreht sich im Wirbel. Es knallen auch Sektflöten. Der Saal ist glanzhell erleuchtet.

Die Schilehrerin Lena tanzt mit einem bekannten Langläufer. Der Herr am Tisch wartet voll Ungeduld, bis sie wieder zurückkommt. Sie muß an seiner Seite sitzen und Sekt trinken. Ach Gott, denkt sie, der lustige Herr! Was will er von mir! Und sie lacht burschikos und findet das Leben herrlich. Der Herr ist nicht mehr ganz nüchtern. Die Blumen, ruft er manchmal, wo bleiben die Blumen? Die Blumen sind unterwegs, tröstet ihn der Kellner. Blumen dem Geburtstagskind, ruft er und will Lena über die Haare streichen. Aber sie stößt ihn zurück, hart und energisch. Sie ist ein Gebirgsmädchen; und hat Kräfte.

Sie reift jetzt in einer übermütigen Laune den Herrn in einen Wirbeltanz.

Es kommt jetzt einer in den Saal herein. Er hat noch Schneeklumpen an den Stiefeln hängen. Neuschneel ruft er wild. Neuschneel! Da rennen alle hinaus ins Freie. Richtig, es fegt weiß über den Kamm. Der Südwest ist börsartig aufgekommen und bringt einen stürmenden Wirbel von Schnee.

4.

Noch brütet die unerhörte Stille im Hochwald. Benedikt steigt langsam aufwärts. Die Nacht ist über ihm zusammengeschlagen, aber oben, über den Baumwipfeln, glänzen noch die Sterne. Der Hund Michel ist recht aufmerksam geworden; er trottert in der Schippe, und seine Sinne sind hell und wach. Der Schnee ist tief, und Benedikt muß eine neue Spur ziehen. Er ist jetzt, weiß Gott, schon etwas müde geworden. Aber es kann ja nicht mehr allzu weit sein. Es kommt jetzt Wind auf, und die Tannen werden schwach bewegt. Manchmal fällt Schnee dumpf von den Ästen. Dann horcht der Hund Michel auf, bleibt wohl einen Augenblick lauernd stehen und wittert in die Nacht hinein. Die Welt ist seltsam, denkt er verworren; seltsam ist die Welt und ungeheuer groß und weit und mit unverstandenen Dingen angefüllt. Wie dunkel gespenstisch ist manchmal mein Hundeleben!

Dann bringt der Wind den ersten Schnee. Es sinkt wie weiße Lautlosigkeit nieder. Noch ist es wie Fallen von Vorhängen. Dann wird es Wirbel und Kreiseltanz.

Und dann kommt mächtig der Südwest und es geistert strichartig an Benedikts Augen vorüber. Die Sicht schwindet. Es wird unheimlich raumlos. Vor ihnen steht eine Wand. Benedikt kämpft gegen die Wand an. Auch der Hund Michel hat es nicht leicht. Es wäre gut, umzukehren, zukt es durch sein Hundehirn.

Aber sie kehren nicht um. Wie lange sind sie schon unterwegs? Gott mag es wissen. Benedikt fühlt, wie sein Körper zusammenschrumpft. Die Kälte bläst ihn widerwärtig an. Er bleibt stehen, um sich auszuruhen. Der Sturm hat Stimme und drohenden Laut. Ich möchte mich wohl ein wenig setzen, denkt Benedikt.

Da ist ein Baumstumpf. Durch das tobende Wetter hindurch sieht er ein Leuchten wie von zuckenden Lichtern. Als ob große Sterne vom Himmel kämen.

5.

Vom Hotel führen sie einen wahren Hexentanz auf. Die Schullehrer haben einen Schneemann gemacht. Sie bringen brennende Fackeln und tanzen um den Schneemann herum. Auch

der ältere Herr ist dabei. Die Blumen hat er längst vergessen. Wo ist denn nur — hup! — wo ist denn Lena?

Drinnen im Hotelbüro sind sie unruhig geworden. Das Telefon klingelt. Ob der Junge angelkommen sei? Nein, immer noch nicht. Er sei doch schon über drei Stunden unterwegs. Ob es droben stürme? Ja, es stürme jetzt recht heftig. Man solle dem Jungen entgegengehen:

Heimlich, durch die Hinterpforte, damit es niemand von den Gästen merkt, gehen ein Mann von der Bergwacht und ein junger Student auf die Suche. Sie nehmen den Transportschlitten mit. Noch keine hundert Meter sind sie gelaufen, da kommt ihnen, von Schnee verkrustet und verweht, der Hund Michel entgegen. Und bellt und winselt und rennt in der alten Spur zurück. Sie folgen ihm. Am Saum des Waldes finden sie Benedikt. Er ist vom Baumstumpf herabgesunken und liegt zusammengelauert am Boden. Der wandernde Schnee hat ihn schon halb zugewehrt. Der Mann von der Bergwacht leuchtet ihm ins Gesicht. Er rüttelt ihn. Der Junge ist tot, sagt er.

Sie bringen ihn ins Hotel, ganz heimlich, durch die Hintertür. In einem ungeheizten Raum werden Wiederbelebungsversuche gemacht. Der Sportarzt kommt. Benedikt ist tot. Der Hund Michel sitzt da und schaut angstvoll die Menschen an, die um den leblosen Körper herumstehen. Nun geht er hin und leckt die Hände des Knaben. Leckt den Kopf und die feuchten Haare und die kalte Stirn und das friedliche kleine Gesicht.

6.

Der Kellner bringt einen Strauß Chrysanthemen in den Saal und serviert sie dem Herrn. Dieser nimmt den Strauß und überreicht ihn der Schullehrerin Lena.

Lena schaut die Blumen an. Mitten im Trubel und Lärm, im Qualm und Schabernack sitzend, schaut sie die Blumen an. Und plötzlich erhebt sie sich und geht, als ob jemand sie gerufen hätte, ganz einer verborgenen Stimme folgend, wie eine Schlafwandlerin aus dem Saal. Kommt wie auf einer trüben Wanderschaft auch in den kalten Raum und steht vor dem toten Knaben.

„O Gott!“ haucht sie fast lautlos, „das ist mein Bruder. Mein kleiner Bruder Benedikt!“

Noch steht sie steil aufgerichtet da. Dann fällt sie mit furchtbarer Gewalt, kämpfend noch gegen den Sturz. Sie fällt wie ein junger Baum.

Der Hund Michel begreift das nicht. Ihm ist unsagbar weh. Zu schwer, denkt er, zu rätselhaft schwer ist mein Hundeleben!

Wochenschau in San Francisco

Eine Hafengeschichte von Jens C. Nielsen * Zeichnungen von W. Nus

Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Zeitungsleser, daß im Frühjahr 28 eine kleine Notiz durch die Zeitungen lief, im Hafen von San Francisco sei ein Schadensfeuer ausgebrochen, das acht oder zehn Schiffe vernichtet habe, darunter auch ein paar deutsche. Nun ja, es gibt an die sieben-tausend Häfen in der Welt, und überall gibt es Yankees oder rothaarige Iren, die ihre Zigarettenstummel ausgerechnet in die Ölpfützen werfen müssen. Und so verdiente die Nachricht von dem Brand in San Francisco auch nicht mehr als zwei Zeilen.

Obgleich sogar das deutsche Generalkonsulat sich ehrliche Mühe gab, war es nicht einfach, uns neue Heuern zu beschaffen. Ein paar von uns waren nämlich nicht vom Heimathafen aus gefahren und hatten deshalb auch keinen Anspruch darauf, von der Reederei kostenlos zur Heimat zurückbefördert zu werden, und obgleich ich es damals sehr eilig hatte, nach Hamburg zurückzu-

kommen, weil es da jemanden gab, den ich gern möchte und der frank war, mußte ich doch in Frisko bleiben; das Geld war beinahe zu Ende, und an einem Sonntagabend landete ich trübselig hinten in den Slums, in einem Kino, das hauptsächlich von farbigem Volk besucht war. Ich kaufte mir einen Sack Erdnüsse und einen Sitzplatz und beschloß, meine zwölf Stunden reell durchzuschlafen.

Aber ich konnte nicht einschlafen. Dieses Kino stand in einer häßlichen Gegend, und die Gesichter der Leute, die ab und zu bei hellen Filmbildern aufglänzten, schienen den bösesten Rassen aller Erde anzugehören; ab und zu blickte ich nach der Leinwand, es lief ein Cowboy-Film, dann kam die Wochenschau.

Ich erwachte jäh. Das Bild zeigte Hamburg. Den Hamburger Hafen. Überflutung im unteren St. Pauli. Der Baumwall steht unter Wasser. Der Kurbelmann fährt, scheint's, im Auto, das Wasser steht ein halbes Meter hoch, und alle, die aus den Fenstern heruntersehen, sind Deutsche, die kleinen Jungen und die kleinen Mädchen, und die Alten und die Frauen, die Milchmänner und die Schellfischweiber, alles Deutsche! Und

ich sitze hier in den Slums von San Franzisko, und mir wird ganz komisch ums Herz, merkwürdig, so, als sackte ein Fahrstuhl besonders schnell mit mir abwärts.

In diesem Augenblick stieß ich einen tiefen Seufzer aus, und plötzlich hörte ich eine Stimme klar und vernehmlich, im reinsten Hamburger Platt — meinen Seufzer wiederholen.

„Ruhe!“ schrien die schwarzen und gelben Gentlemen, und das Bild verschwand, und ein Ölbrand in Kalifornien tauchte auf und zischte und dampfte über die Leinwand. Ein dunkler Schatten näherte sich mir in gebückter Haltung, ließ sich neben mir nieder und — es war mein Landsmann! — „Junge, Junge“ — sagte ich — „das ist ja ein komischer Zufall! Von welchem Schiff bist du denn? — Und wo wohnst du in Hamburg? Und kennst du diese und kennst du jene Kneipe?“ —

Der Mann rückte dichter an mich heran, und ich sah, wie er sich bemühte, mein Gesicht zu erkennen, aber er erwiederte kein Wort. Oben verzischten langsam die Säntaks. — „Ich heiße Nielsen“, sagte ich, „von der St. Marguerite“, die abgebrannt ist.“ — Er schwieg. Jetzt erschien auf der Leinwand das große Baseball-Spiel zwischen zwei Universitäten. New Yorks Bürgermeister, Jimmy Walker, hielt eine Rede, dann begann der Kampf; die Erregung der Zuschauer im Kino wuchs, anfeuernde Schreie aus allen Ecken begleiteten das Spiel auf der Leinwand. — „Und du?“ fragte ich. „Wo kommst du her?“

Da endlich machte mein Landsmann den Mund auf, und während um uns herum die heiseren Schreie aus dem Dunkel des Kinos auf die Leinwand flogen, fühlte ich seine Hand auf meiner und spürte ihn in mein Ohr flüstern: „Rede du, Mensch! — Ich darf nicht reden. — Ich darf kein Wort sprechen. — Rede du! — Ich bitte dich, Landsmann!“

Eine merkwürdige Geschichte! Was war mit dem Jungen los? Er hatte weiche Hände, also seit langer Zeit nicht mehr gearbeitet. Ging doch endlich das Licht an! Aber bei dieser Art Kinos wird ja nie Licht gemacht. Nun hatte die eine Baseball-Mannschaft gewonnen, das Kino erzitterte vor Jubel, nur mein Nachbar saß still neben mir und schwieg. Es war eine merkwürdige Sache. Ich glaubte plötzlich, mir würde das Herz brechen vor Heimweh. — „Weißt du kein Schiff für mich?“ fragte ich ihn. „Es ist mir ganz gleich, als was ich fahre, aber ich muß heim, da gibt es

jemanden, den mag ich gern und dem geht es nicht gut.“

Plötzlich hörte ich ihn lachen, grell und gequält. — „Ich soll dir ein Schiff besorgen, ich? — Ausgerechnet ich?“ —

Die Wochenschau hörte auf, und es begann ein Film von einer verfolgten Unschuld; sie war Zimmermädchen in einem Hotel, aber rein, so rein, und gerade sagte sie zu ihrer lieben Mama, einer Wächerin, die sie mit Gewalt mit einem einäugigen Straßenkehrer verheiraten wollte, daß sie nur einen Mann heirate, den sie liebe. — „All right!“ nüchten ernsthaft die Negermammies in der Reihe vor uns.

„Was ist nun eigentlich los mit dir?“ fragte ich und legte meine Hand auf seine Schulter, aber im gleichen Augenblick fuhr der neben mir hoch. Ohne ein Wort zu sagen, machte er sich von meinem Griff los, wand sich durch die Reihe und versuchte wegzulaufen. Ich rannte hinterher und erwischte ihn im halbdunklen Vorraum. — „Hallo, mein Junge“, sagte ich, „jetzt erzählst du mir, was mit dir los ist!“ Und ich versuchte, sein Gesicht zu erkennen. Er sah, daß er mir nicht entgehen konnte, überlegte einen Augenblick, dann sagte er: „Komm!“, ging aber nicht, wie ich erwartet hatte, aus dem Kino, sondern zurück in die muffige, gespenstische Finsternis, und obgleich die Flüche uns umhagelten, gelang es mir, wenigstens den Platz wiederzufinden. Inzwischen war — oben auf der Leinwand — schon der russische Fürst erschienen, der einmal später zu der Wächerin Schwiermutter würde sagen müssen — die Negermammies vor uns atmeten schwer, und der Junge neben mir



fragte: „Ist es wahr, daß du von der St. Marguerite bist, die vorige Woche draußen abgebrannt ist?“ — „Ja“, sagte ich. „Wie kommst du denn in diese Gegend?“ fragte er. „Hier traut sich doch sonst kein Seemann her.“

Ich erklärte ihm das wahrheitsgemäß. Aber erst als ich ihm sagte und begreiflich machte, daß ich kein Geld mehr hätte und hier hätte meine Nacht verbringen wollen, wobei er mich gefördert habe, erst da — und als ich ihm plötzlich von meinen Erdnüssen anbot — schien er mir zu glauben und mir zu vertrauen. Er befühlte meine Hände, sagte: „Ja, das sind Seemannshände“, und dann, plötzlich brach es aus ihm los, ein Schwall von Worten, wie ein Strom, den man lange zurückzuhalten versucht hat, und seine heisere Stimme flüsterte mir den Bericht eines zerstörten Herzens zu.

Der junge Mensch neben mir, Chauffeur in Altona, hatte im Oktober vorigen Jahres einen Menschen bei einer politischen Schlägerei erschossen und war, da er wegen einer Jugendrauferei mit bösen Folgen vorbestraft war, in panischem Schrecken geflohen, hatte sich als Ausreißer in einen Yankee-Dampfer geflüchtet und war glücklich bis Frisko gekommen. Hier lebte er ständig in der schrecklichen Angst, von Deutschen erkannt und ausgeliefert zu werden. Ein freundlicher Gauner benutzte den Gemütszustand des Jungen, um ihn für seine Zwecke einzuspannen, und so lebte er von kleinen Delikten, Taschendiebstählen, Betrügereien, durch die ihn der Gauner fest an der Strippe hielt.

Nun habe er gehört, sagte der Junge langsam, daß in der Wochenschau dieses Kinos eine Szene aus Hamburg laufe, und deshalb sei er hierhergekommen. Und er wollte wissen, ob ich ihn nun verrate?

Es war gegen Morgen, als ich das Kino verließ. Der Junge war verschwunden, aber ich hatte seine Postlagerkarte. Wir waren beide eingeschlafen gestern nacht.

Noch achtzehn Tage dauerte es nach dieser Unterredung im Kino freilich, bis ich ein Schiff bekam, und einen Monat später machten wir im Kirchenpauer Hafen in Hamburg fest, und ich erfuhr, daß es dem Mädchen, um das ich Angst gehabt hatte, besser ginge, und ich sah, daß der Baumwall nun nicht mehr unter Wasser stand.

Und am nächsten Morgen ging ich zum Stadthaus, und zwei Stunden später ging ein Kabeltelegramm nach Frisko. Inzwischen hatte sich herausgestellt, daß die Schlägerei viel harmloser gewesen war. Der Junge war in Notwehr gewesen, Zeugen bestätigten es, und die kleine Schramme, die er dem andern in die Backe geschossen hatte, trug dieser mit Stolz spazieren und behauptete, er sei Couleur-Student.

Ob den Jungen in Frisko die Depesche erreicht hat, weiß ich nicht genau, aber zurück ist sie nicht gekommen, und vor ein paar Tagen erhielt ich ein Paket aus Altona, in dem nichts war als ein Beutel mit Erdnüssen. Darin sah ich eine Erinnerung an die Erdnüsse von Frisko und eine Quittung für mein Telegramm.



Die vom Gemsenberg

ROMAN VON ERNST ZAHN

Copyright 1933 by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin

Früh brach der Frühling wieder über die Berge. Als ob denen vom Gemsenberg noch einmal eine besonders lange Sommerzeit gegönnt sein sollte. Schon im April taten sie Türen und Fenster wieder auf. Nebel strichen noch manchmal aus dem Tal herauf. Aber über dem Paß strahlte Tag für Tag die Sonne. Einem Nebeldunst versperrte sie aber den Weg nicht. Das Echo der Gerüchte und des Geschwätzes, das in Mühringen um die Zumbachs ging, rauchte herauf. Hei, was dort die Maulmühlen klapperten! Die Pacht des Paßhauses stand in fünf großen Zeitungen zur Neubewerbung ausgeschrieben. Man las es und werfeite. Der Talrat Peter Zumbach habe sein Amt niedergelegt, erzählte man sich ferner.

Peter Zumbach und seine Frau hörten dieses Echo. Crispin vernahm es unten in seinem Haus, und Regine Aschbach, die in diesem Jahr ihren Eltern bei der Landwirtschaft half und keine Sommerstelle annahm, konnte ihre Ohren nicht dagegen verstopfen. Auch zu Remigi sickerte es durch. Der eifrigeren Weiterträger giftiger und vergiftender Neuigkeiten sind in der Welt immer genug.

Jeder von allen, die es anging, empfing es anders in Ohr und Herzen. Crispin, dem Geburtsort des Lästers am nächsten, ließ sich am wenigsten beirren. Er hatte aus seinem Herzen gleichsam eine zweite Empfangsstube für seine Patienten gemacht. Aus seinem Sprechzimmer nahm er sie einen nach dem andern in diese hinüber, ohne daß sie darum wußten. In einsamen, besinnlichen Stunden betrachtete er einen jeden, wo das Körperliche an das Seelische streifte oder mit ihm zusammenschmolz. Keinen, den er nicht mit dem äußersten Ernst, mit letztem Verantwortungsgefühl bis ins Innerste kennenzulernen suchte! Die fremden Nöte wurden ihm dabei zu eigenen. Weil er aber die Gewissheit in sich trug, daß er für jeden, der sich ihm anvertraute, alles tat, was ihm Christenpflicht schien, so ließ er die Schwägereien wie die Schleuderwellen einer Überschwemmung rings um sich spritzen und schüttelte gelassen den Mantel frei von ihnen. Pauline war ihres Körpergebrüsts ledig. Bald würde sie die alte sein. Um sie brauchte er sich nicht weiter zu sorgen, es sei denn, daß er sich sagte, daß er sie von der eigentlichen Not, ihrer Häflichkeit und ihren bösen Launen, nicht zu befreien vermochte. Er sandte ihr manchen Gedanken in die Berge nach. Aber in diesen Gedanken war auch seine Mutter, diese Mutter, die stumpfe, blinde Arbeit zum Inhalt ihres Daseins gemacht hatte. Wenn sie den Schauplatz ihres Alltags, wenn sie ihr Amt im Paßhaus verlor, dann würde auch sie wie entwurzelt sein! Vor allen aber der Vater! In ihm lehrte ein hochgemuter Mann, der ausgegangen war, sich auf der Höhe seines Lebens mit einer weiten Außenwelt und ihren großen Fragen auseinanderzusehen, mit den schweren und müden Schritten eines Geschlagenen auf seinen Ausgangspunkt zurück! Ihn würgten zwei Verluste: der des Amtes und der künftige der Heimat am Gemsenberg. Wenn erst neue Sorge zu ihm kam, Gerüchte um Pauline und ihn, Crispin, selbst! Wahrlich, er, der Arzt Crispin Zumbach, hatte schwere Patienten in Aussicht! Da hieß es, den Kopf oben behalten!

Peter Zumbach ließ sich inzwischen nicht anmerken, daß er als ein anderer ins Paßhaus zurückgekommen war. Er wirkte als Leiter des Wirtschaftsbetriebes, beaufsichtigte die Abspeisungen der Gäste, bestellte die Vorräte für Küche und Keller nach Frau Rosas Angaben und holte sie von der nächsten Poststation ab. Er war in den Remisen, bei den Fuhrwerken, in den Pferde- und Rindviehställen, bei den Sennern und Knechten auf der Alp. Nichts erinnerte daran, daß es vielleicht das letzte Jahr seines Wirkens war. Oft fragt ihn ein Gast: „Wie kommt es, daß die Paßhauspacht ausgeschrieben steht? Wollt Ihr Euch zur Ruhe

setzen?“ Dann antwortete er: „Ich will nicht, wenn ich nicht muß! Vielleicht bleibt die Ausschreibung eine Formalität. Ich habe einen höheren Pachtzins angeboten. So bleibt vielleicht alles andere beim alten.“ Aber glaubte er selbst an diesen Trost? Er wußte, daß man nicht Geld, daß man die Scholle wollte, auf der er stand. Diese Scholle aber erschien ihm mit jedem schwindenden Tag kostlicher. Jeder Ziegelstein auf dem Dach, jede Fußbodenplatte, jeder Halm auf den Matten und jeder Stein, vom Kiesel bis zur Felswand, schien etwas Neues, Besonderes, Wertvolleres geworden zu sein. Von dem schwarzen Traumauge, dem Totensee, nicht zu reden! Mit allen und allem verband sich sein Herz noch einmal neu. Es verwuchs damit, und immer unmöglichlicher schien es, es loszureißen, ohne daß es in Stücke ging. Dennoch aber erschien manchmal auch schon alles, Haus, Dach, Wiese, Berg, verändert, ihm ferner gerückt, wie hinter Wände gestellt, die langsam dazwischengeschoben wurden, damit er als ein Ausgeschiedener draußen stehe. Richte dich ein, Peter Zumbach! predigte er sich dann vor. In weniger als einem Jahr wirst du hier fortmüssen! Manchmal strich er mit der Hand zärtlich über ein Möbelstück, über die Hausmauer oder den Pelz eines der Pferde, die er seit einer Reihe von Jahren zur Säumerung übernahm, als müsse er befürchten, daß sie noch ihm gehören. Dabei schrie etwas in ihm. Aber er würgte das hinunter. Zu niemand sagte er ein Wort, selbst zu Frau Rosa nicht, seitdem sie miteinander die Wahrscheinlichkeit des Pachtverlustes erwogen und sie gesagt hatte: „Mein Gott! Wenn es sein muß: Wir sind nicht mehr die Jüngsten. Ins Grab können wir den Gemsenberg ohnehin nicht nehmen! Also nehmen uns die Mühringer nur, was uns der Tod doch nicht lassen wird.“

Frau Rosa war auf Tatsachen, nicht auf Empfindungen eingestellt. Die seinen hatten bei ihr nie ein Echo gefunden. Aber da war einer, der ihn verstand: Um Remigis Kopf surrten die Schwägereien der Leute, wie Wespen. Wie ein Hund war er bisher den Wegen seines Meisters gefolgt, einmal aufblickend, wenn diese seitab und durch ungewohntes Feld gingen, sogleich aber blindlings nachtrottend. Seit Zumbach wieder im Paßhaus war, verwandte der Knecht Remigi oft kein Auge von ihm. Er, ihm immer an der Seite, bekam seine erste Klage zu hören. Auf der kleinen Matte hinter den Ställen, wo man kranke oder übermüdete Pferde gräßen ließ, weidete ein alter Brauner, ein Tier aus guter Zucht, schon über ein Pferdeleben hinaus im Hause, Gnadenbrot empfängend, zähm wie ein Schaf, von Peter Zumbach gehätschelt und ihm besonders anhänglich. Das Tier wicherte ihm entgegen, als er mit Remigi herankam. Zumbach stützte, aus der grübelnden Stummheit auffahrend, in die er jetzt häufig verfiel. Plötzlich wendete er sich zu Remigi: „Den Fritz da lassen wir nicht hier, wenn wir fortmüssen. Dem gib dann den Gnadenstoß!“

Er ging auf das Pferd zu, legte ihm den Arm um den Hals und kraute es.

Remigi glotzte. Die Wespen umsurrten und stachen ihn, alle die Schwägerwespen aus Mühringen, die von den Zumbachs zu surren wußten... Und in ihm quoll es wieder auf, wie brodelnder Sumpf, atemraubend: Du und Pauline! Wenn Zumbach auch das noch wüßte! War er, Remigi, nicht falsch wie ein Fuchs? Und neue Erkenntnisse packten, stießen ihn: Dem Zumbach ging die Trennung vom Paßhaus nahe ans Leben! War es nicht schon ihm, Remigi, selbst unsfassbar, fortzumüssen, wo ihn der andere einmal hingepflanzt? Er sagte aber zu Zumbach: „Das kann sich nicht begeben! Daß man Euch hier fortdrängt! Das wäre der krafftste Undank!“ „Das wäre nicht — das ist!“ erwiderte Zumbach, Auge in Auge mit ihm.

„Es ist noch nichts entschieden“, wendete Remigi ein.

„Es ist entschieden“, gab Zumbach zurück.

Da schaute der Knecht nach dem Paßgut zurück. „Dann sollen sie Euch zweihunderttausend Franken zahlen für das, was Ihr hier oben alles gemacht und verbessert habt und was Euer Eigentum ist!“

„Was der Pächter baut, gehört dem Eigentümer. So steht es im Vertrag“, widersprach Zumbach. „Aber niederreissen könnte man, was einem gehört“, zürnte er dann in sich hinein. „Wegschaffen, wie das Ros da, denen zuließ, die —“ Er stockte.

Remigi sah, wie die Qual ihn schüttelte. Er unterschied nicht, was Grimm war und Vergeltungstrieb und was Kummer. Alle Schuld jedoch, die er gegen Zumbach zu haben glaubte, und alles Mitgefühl für ihn vermischten sich mit der eigenen Furcht vor der großen Wandlung, die bevorstand, sottern auf und wurden wieder Hass gegen alle Widersacher des andern. Er stieß einen Fluch durch die Zähne.

Da gewahrte Zumbach seine Erregung. Und plötzlich schien ihm Remigi nicht mehr der alte. Und plötzlich, vielleicht unbewußt, seit Wochen genährt, schoß ein Verdacht in ihm auf. Dieser Stier Remigi und — und — Pauline? Er sah ihm verwundert, forschend ins Gesicht und verlor den Gedanken wieder, wie seinem Sinn jetzt immer alles Nebensächliche entfiel, alles, was nicht den Verlust der alten Heimat betraf.

* * *

Die Weltlage besserte sich nicht. Die Zahl der Ausländer, die den Paß bereisten, blieb weit hinter der früheren Jahre zurück. Dennoch schien es den Wirten am Gemsenberg oft, als wären Stuben und Ställe nie so gefüllt gewesen. Viele Vereine zogen über den Berg. Auch der Handel stockte nicht. Mächtige Viehherden wurden nach welschen Märkten getrieben und kehrten wieder zurück. Militärmanöver wurden in die Gegend gelegt und brachten Leben. Schulen wurden herausgeführt; denn es hieß, die Eidgenossenschaft beabsichtigte, in Mühringen ein gewaltiges Wasserwerk zu bauen mit dem erweiterten Totensee als Staubecken, und der Jugend sollte der große Plan an Ort und Stelle erklärt werden. So blieb den Zumbachs wenig Zeit zur Selbstbesinnung. Späte Nachtstunden erst sahen das Familienhaupt wach in seinem Bett, wartend auf die Entscheidung, sich baldend mit dem, was ihm den Sinn aufwühlte. Und Nachtstunden sahen zuweilen Remigi und Pauline in irgendeinem Schattenwinkel hinter dem Haus oder in der nahen Steinhalde stehen.

Sie waren ein sonderbares Paar geworden. Auch die Pauline trug ihr Teil. Auch sie wußte, was gemunkelt wurde. Und hatte sie das früher mit einem gehässigen Wort abgetan, so hiß sie jetzt länger an Dingen herum, die sonst nicht durch ihre Stacheln gedrungen waren. Ihr war oft, mit ihrem Körper sei eine völlige Wandlung vorgegangen. Es wollte sie manchmal bedenken, man habe ihr ein Glied genommen. Sie war in der eigenen Haut nicht mehr daheim. Aber darüber hinaus hatte eine Art Übersättigung sie erfaßt. Der Durst nach dem Erlebnis, der Neid auf andere waren jäh gestillt. Sie war wie ein leerer Gefäß. Manchmal stand sie vor sich selbst und betrachtete sich und fragte sich: Wozu bist du auf der Welt? Sie haßt, wie früher, in Haus und Geschäft, aber sie war wie die Maschine, die mechanisch ihre Umdrehungen macht. Und sie lebte neben den Hausgenossen hin, als ob sie tote Einrichtungsgegenstände wären. Nur an den Bruder dachte sie manchmal mit einer fernern, angstvollen Dankbarkeit. Auch die Not des Vaters litt sie mit. Das war seltsam. In ihrer Seele, die einer unfruchtbaren Scholle glich, wuchs wieder ein Kraut: die Liebe zum Vater. Unerklärlich. Aus einer Wurzel, wie es vielleicht manche in dem kargen Boden gab, die aber erst der Zufall zum Gediehen gebracht. Vielleicht empfand sie, die ihr eigenes Dasein als eine Ungerechtigkeit der Natur nahm, die Tatsache, daß dem Vater Unrecht gescheh, tiefer als jeder andere und verbündete sich aus einem Gefühl der Unglückskameradschaft mit ihm. Sie zeigte ihm ihre Teilnahme nicht, aber sie war auf der Wacht um ihn, folgte dem Gang der Ereignisse und lauschte heimlich der Wirkung nach, die sie auf ihn hatten. Gegen Remigi jedoch benahm sie sich merkwürdig. Sie wischte ihm aus, als sei er aus ihrem Leben hinweggeschnitten, seit sie kein Kind mehr von ihm trug, oder als habe er seine Aufgabe erfüllt und könne nun, wie ein entbehrliches Werkzeug, beiseitegestellt bleiben. Wie das Kraut Liebe zum Vater neue Lebenskraft empfing, so dornte das

Kraut Liebe zu Remigi ab. Nur zuweilen noch erwachten ihre Sinne. Wenn die Sterne in ihr Fenster schienen und die Nacht so klar war, daß man auf den dunklen Bergsäumen am hellen Himmel den Wind im feinen Gras spielen sah. Aber es war wie etwas sich Verlierendes. Sie täuschte sich nicht: Sie würde den Mann doch nicht halten können. Eines Tages würde er merken, daß es Schönere, Bessere gab als sie! Zudem, was war die sogenannte Liebe? — Ein Rausch! Man war nachher krank davon.

Pauline irrte sich indessen. Remigi trug sie noch so tief in sich, daß die Erinnerung an die Regine daneben noch nicht wieder hatte aufwachen können. Der Liebessturm, mit dem sie über ihn gekommen, hatte ihn zu sehr aufgewühlt, das Mitleid mit ihr ihn so im Innersten gepackt, daß der Bann noch immer auf ihm lag. Noch rief etwas in ihm nach ihr. Ihre Zurückhaltung befreundete ihn. Er verfolgte sie, und sie entkam ihm nicht immer. Da nun begab sich dieses: Pauline wollte ein Gespräch vermeiden, das ihr gegenseitiges Verhältnis betraf. Halb aus dieser Verlegenheit heraus, halb aber auch aus dem starken Drang, mit jemandem von diesen Dingen zu handeln, brachte sie die Rede auf die drohende Pachtentziehung. Dabei sott ihre Angst um den Vater über und fand ein starkes Echo bei Remigi. Er brachte ja Zumbach und sein Schicksal selbst nicht mehr aus seinem Kopf. So wisch sein körperlicher Drang nach Pauline dem Neuen, von dem sie sprach, und es rüttelte ihn auf.

„Mir ist bang um den Vater“, klagte Pauline. „Er läßt sich nichts merken. Aber ich weiß, daß der Gedanke, ein anderer werde in diesen Stuben und Ställen wirtschaften, ihn fast erwürgt. Wir hatten längst vergessen, daß wir hier nur gelittene Pächter waren. Eigentümer glaubten wir zu sein, waren es auch mit schwerem Geld in manchem Sinn geworden. Gewalttat ist, uns jetzt alles wegzunehmen! Wut, Hass muß er in sich haben, der Vater! Wenn ich etwas zu sagen hätte, würde ich dem Neuen, dem Eindringling, dem Nachfolger, die Häuser über dem Kopf anzünden.“

Ohne Bernunft, wie ein Bach, der seine Ufer bricht, schoß das wieder aus ihr, die nie sich zu beherrschen gewußt, heraus.

Remigi hörte zu. Er hörte etwas wie einen Ruf: Feurio! Hatte er das nicht auch schon gedacht? Aus Qual um den Zumbach und aus Hass gegen seine Widersacher? „Verdammte Gauner!“ fluchte er.

„Trauriges Neidervolk!“ bestätigte Pauline.

Sie erhöhten sich aneinander.

Von da an standen sie wieder häufiger beieinander, nicht wie ein Liebes-, sondern wie ein Verschwörerpaar.

„Der Vater geht herum wie ein Lafträger“, klagte Pauline.

Zu derselben Zeit kamen Wirte aus Mühringen und anderen Gegenden heraus, besahen sich Haus, Geschäft und Liegenschaften, als ob sie schon halb Herren da wären. Das waren die neuen Bewerber, die auf die Pachttauschreibung sich zu melden gedachten.

Remigi sah dem zu. „Aasgeier!“ zischte er Pauline zu.

Eines Tages aber teilte ihm diese mit, die Neupacht sei vergeben und nicht Zumbach, sondern der Sternenwirt Albert Huber in Mühringen als neuer Paßwirt gewählt. Gleich einer Furie kam sie mit dieser Neuigkeit gestürmt.

Der Brief der Behörde an Zumbach, der ihm diese Nachricht gebracht, enthielt allerlei Komplimente und Ausflüchte und zeigte die Verlegenheit über den Günstlingsentscheid, der gefällt worden war.

„Ausgerechnet der Windhund!“ geiferte Pauline.

„Wie soll der hier sich zurechtfinden!“ zweifelte ganz benommen der Knecht.

„Zugrunde richten wird er alles“, prophezeite Pauline, mit den Armen fuchtelnd.

„Man kann es ihm nicht lassen“, knurrte Remigi. Wie ein Tierlaut stieß das in die leere Luft.

„Es gehört ihm nicht“, schürte Pauline, und als Remigi, immer mehr innerlich aufzulodern, schwieg und vor sich hinlauerte, fuhr sie fort: „Der Vater kann das neue Dach vom Stall und den Parkeettböden aus dem Speisesaal und die teuren Wasseranlagen herausreißen lassen. Das und hundert andere Dinge gehören ihm. Neun Zehntel gehören ihm und nicht der Talschaft.“

Remigi stöhnte.

Pauline stöhnte. So tönte es, wenn ein böser Hund die Zähne fletschte. Aber Gift und Galle rissen sie fort. „Wer weiß, was

ich tue, wenn niemand sonst es tut! Mir hockt der Huber nicht da herein."

Jemand rief Remigis Namen. Das trennte sie.

Aber sie blieben zwei glühende Eisen, die nicht mehr erkalten konnten.

Zumbach nahm den entscheidenden Brief des Talrates scheinbar ruhig auf. Als Frau Rosa sagte: "Es ist mir wie ein Traum", antwortete er kurz: "Mir nicht."

Frau Rosa lehrte zu ihrem Tagwerk zurück. Ihr Gemüt war nicht getroffen. Ihre Hände hatten noch Arbeit. An der würde es ihr nie fehlen! Saubere Stuben! Weiße Wäsche! Glatte Wäschel! Eine gut zubereitete Suppe! All diese Dinge waren auch außerhalb des Pfahauses not!

Zumbach umschritt am Abend den Totensee und landete in der Faulenalp, wo die ihm zugehörige Hütte des Großvaters im Grünen stand. Der Vorsenn Renner hatte sie jetzt mit Frau und sieben Kindern inne. Zumbach betrachtete und untersuchte sie vom Dach zum Steinunterbau. Neue Schindeln mussten hinauf, plante er; auch Öfen gehörten noch mehr hinein. Und er beschloß, gleich nach Heimkehr das Nötige mit Handwerkern zu vereinbaren. Denn — da wollte er später wohnen! Ob er es früher beschloß? Vielleicht, ohne es zu wissen! Auf jeden Fall stand das jetzt in ihm fest. Er wollte den Blick über all dem behalten, was Zumbachland und -gewerb Menschenalter hindurch gewesen war.

Eine Weile später ließ er den Blick über den schwarzgrauen, düsteren See hin bis an den Himmelsraum gehen, wo das mächtige Dach des Pfahauses seine Spitze in die hellen Wolken stieß. Er strich sich über die Stirn: Träumte er nicht? War alles Wirklichkeit? War das, was dort stand, nicht mehr sein? Mußte er hinaus, wie jeder Gast, rechtlos, wie jeder Fremde? Dann empörte auch er sich, stiegen auch in ihm Zorn und Hass und meinte auch er, gutwillig das alles nicht aufgeben zu können. Da hörte er ein Rascheln neben sich. Zwei Arme umspannten von hinten sein Bein. Und als er hinabblickte, schaute er in Anselmas große, dunkle Augen.

"Wo kommst denn du auf einmal her?" fragte er in blanker Verwunderung.

"Ich bin mit dem Vorsenn seinem Hansi herübergelaufen", erzählte ihr breiter, weicher Mund.

Etwas Warmes, Weiches tastete nach Zumbachs Herzen. Er beugte sich zu ihr nieder und bemerkte überrascht, wie sie gewachsen und schon ein verständiger kleiner Mensch war! Man konnte sie nicht mehr auf den Arm nehmen!

Er legte die Hand auf ihre Schulter. Sie schmiegte sich an ihn. Und langsam begannen sie nebeneinander in den Uferweg einzubiegen.

Bald wuchs das Pfahaus aus der Tiefe.

"Zu Neujahr müssen wir fort von dort", sagte Zumbach, aber die Empörung von vorhin war leise gestillt, als ob die kleine Hand der Anselma sie geglättet hätte.

"Nehmen sie dem Vorsenn die Hütte auch?" fragte das Kind ängstlich und rieb die Wange an Zumbachs Hand.

"Den Vorsenn vielleicht, die Hütte nicht", antwortete Zumbach, "die gehört mir allein."

"Dann können wir doch hier oben wohnen?" meinte die Kleine.

Zumbach hörte den Sinn der Worte nicht recht. Nur die junge, zutrauliche Stimme klang in ihn hinein. Wie eingelullt war der Kummer. Für den Augenblick sah er nur seine nächste Umgebung, am Weg dicht am Ufer einen Felsblock; blaue Glockenblumen standen im fargen Gras. Und das Amseli lehnte neben ihm. Er zog sie näher an sich, fühlte sich eigentlich wunschlos, fast wohlig müde, während er auf den grauen Seespiegel hinausblickte. Von Westen her fiel ein blässer, weißgelber Sonnenstrahl ins Grau und dehnte sich aus, bis er als langer gelber Streifen über dem ganzen See spann. Jetzt erreichte er auch Amselis Gesicht. Es leuchtete, und als er, ganz betroffen von der Anmut, ein wenig atemlos hineinschaute, brach ihm aus den Augen des Kindes etwas entgegen, das ihm fast Tränen in seinen eigenen Blick brachte. Es war etwas gänzlich Ungewohntes, eine Innigkeit, die er nicht als solche erkannte, die ihn selbst aber sonderbar verzauberte, so daß er vor dem Mädchen fast hilflos und verlegen wurde.

Anselma fühlte die Dinge nicht in Einzelheiten, nur in Umrissen: Der Zumbachvater hatte Sorgen! Aber er hatte sie,

Anselma, gern bei sich. Darum tat sie ihr Bestes, ihn ihre Gegenwart fühlen zu lassen, rieb den Kopf an seiner Seite, sah zu ihm auf und lächelte. Als sie das Pfahaus erreichten und ein Säumer den Wirt ansprach, ließ sie ihre Hand noch gerade so lange in der seinen, daß er etwa erraten könnte, was sie meinte: Mache nur deine Sache! Ich bin schon da, wenn du mich brauchst . . .

So rasch aber schmolz selbst im heißesten Föhn der Schnee nicht, wie die Tage des Sommers denen vom Gemsenberg vergingen. Unruhe befiehl sie. Selbst Frau Rosa wurde rastlos, während sie allmählich begann, allerlei Eigentum, das nach Mühringen mitgenommen werden sollte, in Kisten und Körbe zu packen. Pauline entließ diese Tage gleichsam aus bösen, widerstreben den Händen, die Rägelspuren hinterlassen. Jeder war wie ein Heizkloß, an dem das Feuer ihres Zorns gegen den Talrat sich speiste. Oft entrann ihr die Drohung: "Wo ich denen etwas zuleid tun kann, soll mir kein Augenblick zu früh sein!" Auch von den Gästen, insbesondere, wenn Mühringer da waren, nahm sie kein Blatt vor den Mund: "Hyänen wohnen da unten, keine Menschen!" zürnte sie.

Aber zu Remigi in nachtdunklen Winkeln flüsterte sie: "Sollen wir gehen, wie hinausgejagte Hunde? Sollen sie alles haben, Erstohlenes gerade so gut wie das, was ihnen nach blödsinnigem Gesetz gehört?"

"Warte!" raunte Remigi zurück. Sein Gesicht war röter als sein Bart; seine Augen schillerten klein.

"Ihm, dem Zumbach, fräß ein Wurm am Leben", sagte er dann, als wollte er das von ihr bestätigt haben.

"Kein Wunder!" schüre Pauline.

"Und ist doch einer, der andern nur Gutes meint. Ich weiß das, ich!" knirschte Remigi.

Ihre Gespräche waren weiter wie schwelende Glut, die an den Hausecken lag und aus der jeder Wind Flammen blasen konnte.

Zuweilen meinte Remigi noch, es müsse irgendein Wunder geschehen, die Mühringer würden plötzlich schreiben: Wir können Euch nicht entbehren, Zumbach! Aber wie ein Narr, der nicht weiß, was er tut, schaffte er heimlich ein paar Dinge, von denen er wußte, daß sie Zumbach besonders am Herzen lagen, eine Truhe mit alten Urkunden, ein Madonnenbild, das in dem bereits geschlossenen Saal hing, einen Stuhl, in dem der lebte Zumbach gestorben war, in die Faulenalphütte.

Zumbach kam darauf. "Was tuft du denn da?" fragte er.

"Umzügeln", gab Remigi zurück. "Später muß das doch sein." Sonderbarer Kauz! Unermüdlich ist er! dachte Zumbach.

Der Herbst kam. Nachdem der Sommer wie ein fassungsloses Weib, das Haar zerzaust, das Gesicht von Tränen überströmt, mit Stürmen im Wald und endlosen Regengüssen verzogen war, warf der September einen frühen und schweren Schnee in die Berge.

Frau Rosa packte ernstlicher. "Was tun wir noch hier?" sagte sie. "Für die paar Taglöhner, die noch über den Berg klettern, kann auch der Remigi die Suppe kochen."

Zumbach fuhr auf, wie ein Erwachender. Dann begab er sich nach den Ställen, die noch mit seinen Sommerpferden angefüllt waren. "Es wird Zeit, daß wir sie forthingen", scherzte er vor den Knechten. "Sonst schneit es uns ein, und die Mühringer müssen uns um Neujahr ausgraben lassen."

Remigi empfing im Ohr den halb wehen, halb höhnischen Ton seiner Stimme. Von Pferd zu Pferd lief er ihm nach und stand schweigend dabei, während er mit zwei andern Knechten die morgige Fahrt ins Welsche hinunter besprach.

Morgen! erhorchte Remigi. Höhe stieg ihm zu Kopf. Schweiß brach aus den Poren seiner Stirn. Er stapfte weiter hinter Zumbach her, als dieser jetzt den Stall wieder verließ. Seine Holzschuhe klapperten auf den runden Pflastersteinen.

Zumbach drehte sich erstaunt um: Was wollte der denn?

"Morgen also?" fragte der Knecht lauernd. Die dicken Finger seiner breiten Hände zuckten, und er bohrte die Augen in Zumbachs verstörtes Gesicht.

"Ja, da kommt der Anfang vom Ende", erwiderte Zumbach.

Remigi war es, als drücke dem Meister etwas den Kopf noch tiefer in den hohen Rücken. "Zwei Tage werdet Ihr schon brauchen", meinte er.

"Eher als nicht", gab der andere zu und machte Miene, sich zu entfernen.

Aber noch immer hängte sich ihm der Knecht an die Ferse.

Die „Steinerne Agnes“, ein eigenständiges Felsengebilde im Latengebirge bei Reichenhall, ein Musterbeispiel für die Wirkung der Erosion. — Zu dem nachfolgenden Artikel von R. H. Francé

Aufn.

Ernst Baumann,
Bad Reichenhall



„Habt Ihr Eure Wertsachen gut versorgt?“ spürte er ihn beharrlich aus.

Zumbach stützte wieder. Was wollte der Mensch? Jemanden Argwohn ergriff ihn abermals und gewann doch nicht Stimme; der Gedanke an den großen Abschied hämmerte ihn hinweg.

„Man weiß nie, was geschieht, wenn man sein Haus allein läßt“, murmelte Remigi.

„Es ist noch nie etwas passiert“, antwortete Zumbach fast ärgerlich. Hatte der andere getrunken? So redselig war er sonst nicht!

„Ich meine nur so“, murmelte Remigi wieder.

Zumbach hörte es, während er sich entfernte. Es blieb in seinem Kopf haften, als hätte sich eine Fliege hineingesetzt. Es surrte gleich einer solchen. Und wie ein von einer Warnung in Bann Geschlagener, suchte er allerlei Wertstücke zusammen: Familienpapiere, den eigenen Trauschein, den Geburtsschein der Anselma, ein paar Bankobligationen, ein paar Geldmünzen. Die Warnung des Remigi im Ohr, trug er alles das nach der Faulenalp, wo im Sommer Quartier gemacht werden sollte. Welch ein Narr er war! dachte er dabei. Als ob die Hütte sicherer wäre als die Burg von seinem Pfarrhaus!

Remigi sah ihn den Weg machen. Remigi ließ ihn nicht mehr aus den Augen.

Am andern Tag — Zumbach und die Knechte waren mit den Pferden fort — trieb Remigi sich im Flur des Pfarrhauses herum und wartete ab, bis Pauline einmal aus einer Tür trat. Er zuckte mit der Achsel zur Haustür, zum Zeichen, daß sie mitkomme. Sie folgte ihm in den Schnee hinaus. Ihre Nüstern blähten sich. War das Eisen heiß? Remigi sagte: „Dein Vater hat schlecht Wetter zur Reise.“

Sie mußte ihren Rock, den ihr der Wind hob, mit beiden Händen niederschlagen. Remigis Bart wehte wie eine rote Fahne. Er zog sie in die Kapelle. In der war es feucht und kalt, wie in einem Keller, aber still.

Pauline wurde unheimlich zumute. Aber sie hatte keine Angst. So mußte alles kommen!

„Es ist doch alles versichert, was Euch gehört?“ fragte Remigi. Jetzt schoß es heiß in sie hinein: Woran dachte der Mensch? Aber sie antwortete trozig: „Natürlich ist es.“

„Dann könnte ja etwas geschehen.“ Ihr Verdacht verstärkte sich; aber sie hatte keine Hemmungen. Die Aussicht auf einen Schaden, der andern geschah, weckte alle bösen Geister ihres Innern. „Der Teufel über die da unten!“ zischte sie. Remigi

hörte das nicht mehr. Mehr zu sich selbst als zu ihr flüsterte er: „Er hat mir einmal geholfen. Ich will ihm auch helfen, so wahr ich der Remigi bin.“

Sie schaute in sein von wilden und wirren Empfindungen brennendes Gesicht. Er hatte etwas von einem Amokläufer, den dumpfe Blutgier treibt. Das stach sie irgendwie an, begeisterte sie fast. „Du bist ein Gefährlicher“, flüsterte sie, heimlich, zutunlicher als in der letzten Zeit und doch den Atem von Angst gehemmt. Er hörte nur, daß sie ihn lobte. „Magst mich doch noch?“ fragte er, ganz aus Rand und Band, und streckte die Hand nach ihr aus. „Du hast mich so gemacht“, fügte er hinzu.

„Du Wilder!“ flüsterte sie, immer in demselben Gemisch von Schrecken und Lust. Sie versank in seine lodernde Ungezüglichkeit und ließ sich von ihm küssen. Wenn er sie jetzt auf die Heudiele mitgenommen hätte, würde sie mitgetaumelt sein. Als sie die Kapelle wieder verließen, waren sie mehr als je zusammengekettet. Sie hatten jetzt nicht mehr nur ein Geheimnis miteinander . . .

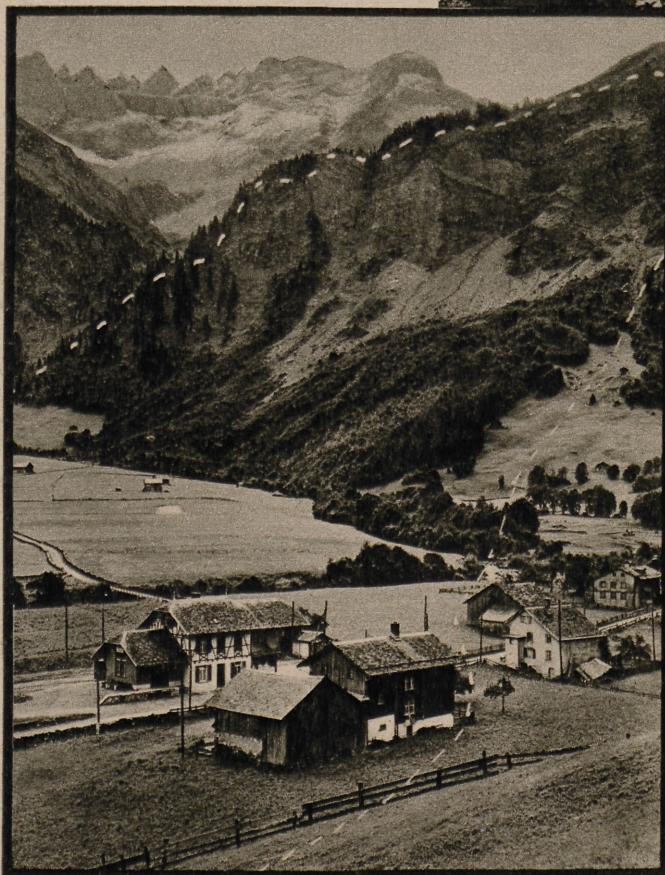
* * *
Peter Zumbach war mit seinen Pferden abgezogen. Der Schneesturm war umgeschlagen. Der Wind wehte von Süden her. Jäh, sonderbare Halbwärme herrschte. Der Wind brach von Zeit zu Zeit aus dem Dunkel hervor gleich einer schwarzen Kaze, die aus Mantelsfalten saucht. Er umspielte einen Felsblock, eine Hausecke; dann wieder sang er, wie ein Träumender, fern in einer Alpmulde. Hier blies er ein paar Langgräser auf steinigem Boden an, daß sie, wie frierend, zitterten. Dort gab er plötzlich der kleinen Glocke im Kapellenturm einen Stoß, daß ihr Schwengel an das Erz tönte, hauchartig, einem Seufzer gleich, der aus dem Türmlein stöhnte.

Das Pfarrhaus standte mit schwarzen, toten Fenstern in die Nacht. Das alte Schindeldach saß ihm wie ein schwerer Pilz auf den grauen Mauern. Nur der Knecht, der die Nachtwache hatte, brannte in seiner Kammer über den Ställen Licht. Ihr Fenster glühte einem leuchtenden Eulenauge.

Die Nachtwache hatte Remigi. Und Remigi war nicht oben, wo das gelbrote Eulenlicht glänzte. Remigi war, wie der heimliche Wind, bald hier, bald dort. Gründlich schaute Remigi nach. Auf dem Estrich hatte er geraume Zeit zu tun. Auch in der Waschküche, die hinten ans Haus angebaut war. Er hatte die Holzschuhe ausgezogen und schlüpfte in den rauhen Wollstrümpfen umher — wohl, um keinen Schläfer zu stören. Es brauchte scharfe Ohren, um den Wind und Remigi zu hören. (Fortsetzung folgt)

Vom Herben der Berge

Von Dr. R. H. France



Die Abbruchstelle des Elmer Bergsturzes am Tschingelberge ist heute noch deutlich zu sehen, das Trümmerfeld aber längst wieder eingeebnet und zum alten Kulturland gemacht. Die punktierte Linie zeigt die Bahn und die ganze Ausdehnung des Sturzes

Nachdem Hans Wolfgang Behm in seinem Artikel „Zwerge bauen Gebirge auf“ im letzten Heft die Entwicklung der Gebirge entwicklungsgeschichtlich behandelt hat, lassen wir heute als Gegenstück und abtäuschende Ergänzung eine Be trachtung über den umgekehrten Vorgang der langsamem Abtragung der Berge durch Erosion folgen.

Daß die Gebirge allmählich verwittern und abgetragen werden, ist eine gemeinbekannte Tatsache. Wie sich das aber im einzelnen vollzieht, nach welchen Gesetzen es gehemmt und beschleunigt wird, das ist erst den wenigen bewußt, denen Beruf hierüber Kenntnis bringt, obwohl es, an sich interessant wie ein Roman, eigentlich für jedermann von Wert ist, auch darüber Näheres zu wissen.

Da wäre zunächst als erstes zu sagen, daß der Pflanzenwuchs, namentlich aber die Waldbildung wesentliche Hindernisse für die Abtragung der Gebirge darstellen. Die zarten Gebirgsblumen, alle diese verschiedenen weißen, gelben und blauen Glöckchen und Blütensterne, die mitten in die Felswildnis an den steilsten Schuttalden emporkriechen und ein zartes Grün auch noch in

Die katastrophale Auswirkung der Erosion: Der Bergsturz. Das Dorf Elm im Kanton Glarus nach dem furchtbaren Bergsturz im Jahre 1881, der 115 Menschenleben und 83 Gebäude vernichtete und etwa 10 Mill. cbm Gestein auf ungefähr 90 Hektar Kulturland herabschüttete

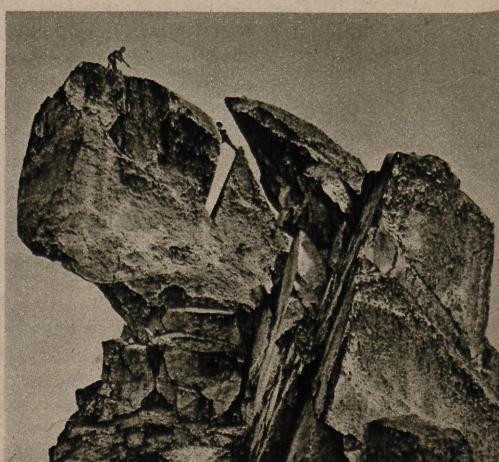
der Region erstehen lassen, die täglich und ständig dem Stein schlag ausgesetzt ist, sind die eigentlichen Wohltäter der Berge. Sie bewirken es, daß jede Geröllhalde an ihrem unteren Teil in eine Wiese aromatischer Gebirgskräuter verwandelt wird, die hier der Vorläufer des Waldes, freilich meist nur der eigenartigen, an die Hochgebirgsverhältnisse angepaßten Form des Krummholzwaldes, ist. Aber der im Verein mit den Alpenrosen und anderen zählebigen Kräutern ist schließlich auch nur wieder der Vorbereiter des eigentlichen Waldes, und wenn der irgendwo nicht hin kann, so schützt auch die Krummholz föhre mit reichlicher Humusbildung den Hang, auf dem sie einmal Wurzel gesetzt hat, vor weiterer Abtragung.

Wäre nicht dieser stillwirkende Zusammenhang zwischen Boden und Pflanzenwelt, wären die Alpen und jedes andere ihnen gleichartige Gebirge von den abtragenden Kräften schon längst vollständig zerstört und auseinandergeschwemmt worden. Die alpine Matte, in den tieferen Regionen der Wald, schließen mit sanfter Hand die Wunden, welche die Elemente den Bergen schlagen, und können sie sie auch nicht heilen, so mildern sie doch die Wirkungen der Verwitterung und Abtragung in erstaunlicher Weise. Ganz aufheben können sie sie freilich nicht, und gerade durch die Wurzeltätigkeit wird eine gewisse neue Zermürbung und Zerlösung des Gesteins unter dem Walde vorbereitet, die sich freilich erst dann äußert, wenn irgendeine Änderung der Verhältnisse den Wald fällt und das Skelett des Gebirges freilegt.

Bevor der Mensch diese Gesetze erkannt hatte, bemühte er sich nach Kräften, der Faktor zu sein, der am eifrigsten diese Wohltaten des Waldes aufhebt. Im Altertum und durch das ganze Mittelalter hindurch hat er in unverständlicher Habgier große Wälder zerstört und sich dadurch Schaden zugefügt, der heute noch nachwirkt.

An zwei Stellen Europas wird uns das von der Natur mit eindringlichster Deutlichkeit gepredigt. Die belehrendste Illustration zu ihren Worten hat sie im Karst geschaffen: hohe und endlos langgedehnte Berge ohne einen Baum, bedeckt mit

Erosionswirkung im Urgestein (Granit)
Aufn. Walter Schmidkunz

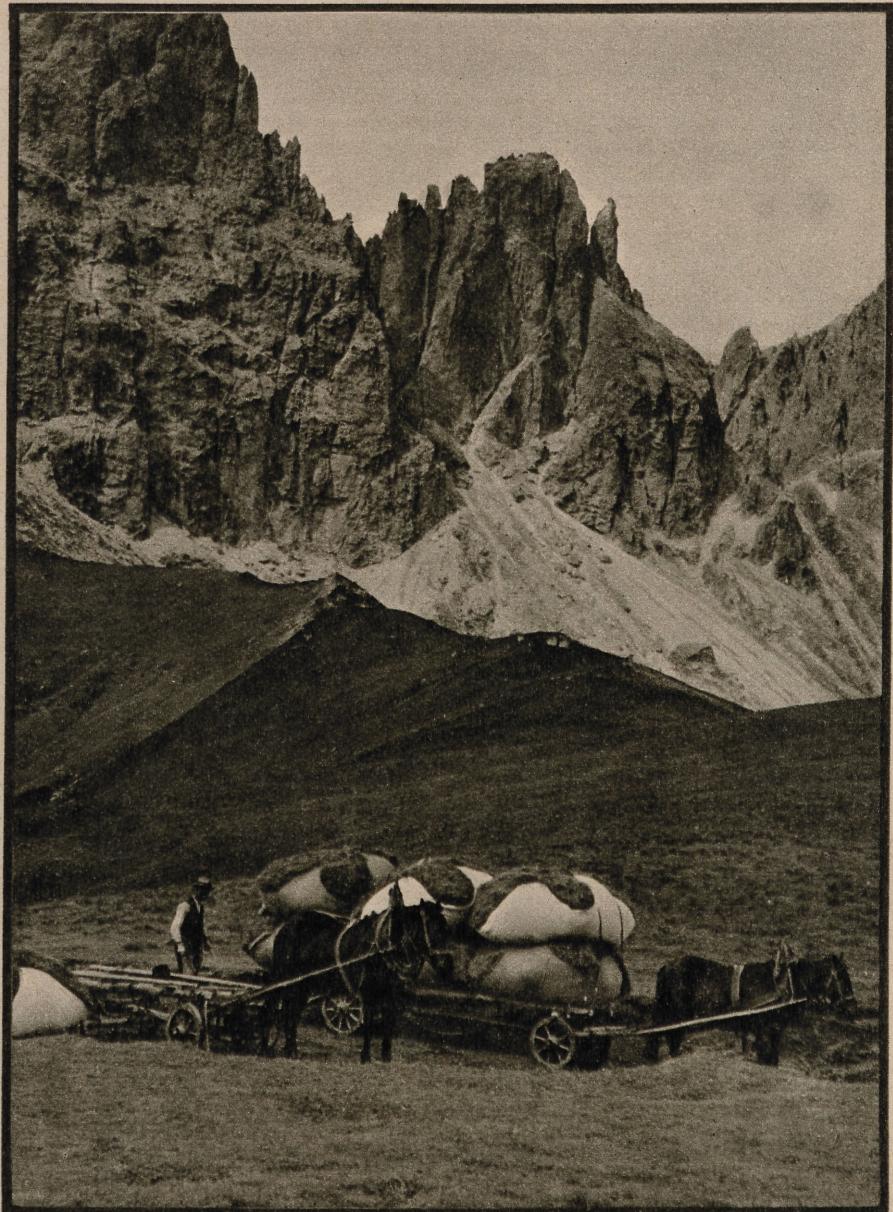


spißen, scharfkantigen Kalktrümmern und Schutt-halden, Täler, in denen kein Wässerchen rieselt, keine Wiese grünt, nur da und dort in düster-schattigen Winkeln ein Strauch, sonst aber nur die graufilzigen, lechzenden, doch aromatischen Gräser und Würzkräuter der südlichen Zone. Und lechzend ist auch der graue, stählerne, un-erbittliche Himmel, der Tag für Tag mit sengender Glut über diesem verfluchten Lande auf-zieht, dessen Kalt in die Augen brennt, als ob man über Firnsfelder wanderte. Manchmal ballt sich schwarzes Gewölk über ihm; ein heftiges Gewitter folgt, ein rauschender Guß, der auf Monate hin des Landes Wälder erquicken könnte, wenn es eine Humus- und Moos-de-gäbe, die ihn auffaugen und zurückhalten könnte. Aber die Wälder vertrauschen ungenügt, und schon am Tage nach dem Wolkenbruch liegt das Land ebenso lechzend, trocken und steinig da wie zuvor.

Prachtvoll dichterische Stimmungen weben in dieser Einsamkeit, im Fernblick auf das blaue Meer; die weißen und grauen Felsenhalden, die dämmerig im Silberglaß der Weiten funkelnden stillen Bergeshäupter atmen eine Atmosphäre künstlerischen Genusses, aber man kann in diesem Lande nicht leben, außer man ist ein Ziegenhirt und bescheidet sich mit Käse und etwas Polenta, einer aus Steinen zusammengetragenen Hütte, den Sagen der „Helden-vorfahren“ und als besonderem Genuß mit den Reizen des Hammeldiebstahls und den schwermütigen Niedern, die hier jeden Abend zur „Guslicza“ am Herdfeuer gesungen werden.

Ein ähnlicher Fluch ruht in den Alpen auch auf ihrem anderen Eckpfeiler im äußersten Westen, in der Dauphiné und den französischen Alpen überhaupt, wo das, was im Dinarischen Karst schon als von Jahrhunderten her ererbte und daher als unabänderlich hingenommene Tat-sache gilt, erst seit etwa zwei Menschenaltern besteht und auch nach Kräften bekämpft wird. Man sagt — und das Zeugnis der Geschichte bestätigt es —, daß die Französische Revolution die Ursache der beginnenden Verkarstung des französischen Alpenteils war. Es waren Kron-wälder, die frei wurden, als die Krone den Bourbonen vom Hause fiel, und in einem wohlberechneten „Freiheitstaumel“ verfrachtete man sie als Bau- und Brennholz binnen wenigen Jahren. Sie verschwanden wahrscheinlich unter dem Titel, daß man sie für Freiheitsbäume benötigte. An ihrer Stelle blieb den armen Savoyarden, die an sich den Segnungen der „grande révolution“ etwas verständnislos gegenüberstanden, die Sorge, sich von nun an gegen die „Torrents“, die verheerenden Sturzbäche, zu schützen, die für jedes entwaldete Gebirge kennzeichnend sind.

Die Erosion setzt nämlich dort auf das mächtigste ein, wo im Gebirge die schützende Vegetationsdecke fehlt. Die Wasser der Gebirgsregen schwemmen den Humus ab und ruhen so lange nicht, bis das Steinskelett der Berge vollkommen entblößt ist. In der Dauphiné haben sie darin bereits sehr schöne Fortschritte gemacht, und es gibt weite Täler, die dort an Leblosigkeit mit dem Karst wetteifern. Denn — und das mag des Menschen Rolle als des Herrn der Erde wieder so recht beleuchten — wo der Wald fehlt und das Pflanzengrün, da ist es auch mit unserer Herrschaft zu Ende. War das Tal früher reich bestellt, so wanderte einer nach dem andern aus, als es begann an trinkbarem Wasser zu fehlen. Wenn im Quellgebiet der Wald gefällt wird, versiegen die Quellen. Der Grundwasserspiegel sinkt, die Bäche trocknen aus, und auf einmal kränkt auch die tiefergelegene Waldung. Wo lippige Wiesen waren, entsteht eine sonnige, dürre Trift, an vielen Stellen überläßt die Vegetation den Platz dem Schutt, und auch an Orten, wo Wildbäche und Muren niemals hingelangen, mutet das Land nur mehr als Ruine seiner Vergangenheit an.



In langen, blockübersäten Halden rollen die vom Spaltenfrost abgesprengten Felsstücke bergab. — Heuernte auf dem Sellajoch unter der Fünfingerspitze (Dolomiten) Aufn. Kasper

Das haben die Franzosen längst erkannt, darum suchen sie die Berghänge neuerdings aufzuforsten, die Wildbäche zu ver-bauen, und sie verwendeten darauf seit einem Menschenalter zehnmal mehr Millionen, als den gewissenlosen Spekulanten, die den Wald dort niederschlagen ließen, jemals aus ihrem Raubzug in die Taschen geflossen sein konnten.

Wenn aber auch in den übrigen Alpenteilen, gewißt durch solche Erfahrungen, die Wälder gegenwärtig auf das sorgfältigste gehegt werden und besondere Gesetze allenthalben die obere Waldgrenze schützen, so ist doch das Schicksal der Alpen ebenso besiegelt wie das jedes Gebirges. Wir müssen zusehen, wie die Flüsse die Gebirge verfrachten, sie als Sand und Schlamm weit in die Ebenen bis an das Meer hinaus schleppen. Man nimmt an, daß, obwohl die Alpen ein junges Gebirge sind, bereits die Hälfte ihres Bestandes ausgewaschen ist. Der Rhein allein schlept jedes Jahr 560 000 Kubikmeter Flusstrübe mit sich, und er hat seit langen Jahrtausenden aus alpinem Stoff das Becken des Niederrheins angefüllt. Ganz Holland steht auf Alpenschutt. Hätte es der Rhein nicht aus seinem Abtragungsschutt aufgebaut, so würde die Nordsee noch heute bis nach Köln reichen. Der kleine Fluß der Reuß schlept jeden Tag in den Bierwaldstätter See so viel Schutt als tausend zweispännige Fuhrwerke herbeibringen könnten. Der verhältnismäßig kleine Po befördert jedes Jahr elfeinhalb Millionen Kubikmeter Schlamm, die Donau sogar 35,5 Millionen. Dabei sind die Verhältnisse unserer Alpen und ihrer Flüsse geringfügig,

denn die amerikanischen Gebirge werden noch in ganz anderer Weise zerragt. Der Mississippi schleppt jährlich 211,5 Millionen Kubikmeter Schlamm mit sich, und am großartigsten wird das Hochland des Himalaja abgetragen: Der Jangtsekiang entführt ihm jährlich 182 Millionen, der Indus 194 Millionen und der Huangho über 472 Millionen Kubikmeter Schlamm und Sand.

So werden die Berge kleiner mit jedem Tag, und was sie verloren haben, das schütten die Flüsse in den Ebenen auf. In ihrem Unterlauf tritt an Stelle der Erosion die Sedimentation. Sie erhöhen dadurch ihr ganzes Bett, und in der Gegend von Padua fließt zum Beispiel der Po auf einem ganz ansehnlichen Damm, den er allein aufgeschüttet hat. Mit großer Schnelligkeit bauen sie dadurch ihr Delta immer weiter in das Meer, und wir kennen Länder — das vorhin angeführte Holland ist ein Beispiel hierfür —, deren ganzes Dasein auf diesem Prozeß beruht.



Typisches Erosionstal in den Dolomiten (Im Hintergrund die gewaltige Nordwand der Civetta). Das Geröll ist auf seinem Wege nun schon im Tal angelangt und wird von dem Fluss in die Ebene hinausgesleppt. Aufn. Walter Schmidkunz, München

Wenn wir an dem hier so oft gebrauchten Bilde festhalten wollen, so können wir sagen: In den Sandbänken der Flussauen, fern von den Bergen, vermodert ihre Leiche. Zerrieben zu Kiesel, zerfallen zu feinem Sand, aufgelöst bis in ihre kristallinischen Elementarbestandteile sind nun die einstigen Felswände; sie, einst das Sinnbild von Härte und Kraft, sind nun widerstandslos jedem Lufthauch hingegaben, und mit ihnen spielt auf Dünen und Sandbänken der Wind. Aber auch noch im Tode bewahren sie einen Hauch ihrer einstigen Schönheit. Ja, es liegt sogar noch ein besonderer Zauber über einer solchen Auenlandschaft dort, wo der Fluss wirklich noch sich in unberührter Natürlichkeit ausleben darf. Es gibt in Mitteleuropa kaum mehr solche Gegenden; um sie zu sehen, muß man nach Osten reisen. Man erreicht sie am raschesten, wenn man von Wien nach Budapest den Donaudampfer benutzt. Gleich hinter Preßburg, dort, wohin einst Europa sein Tor nach Asien verlegte, beginnt, wenigstens in den Donauauen, noch immer eine andere als die gewohnte Welt. Unheimlich glücksend rauschen die gelben Wasser des mächtigen Stromes dahin, und unübersehbar, so weit das Auge reicht, verzweigt er sich in ein Inselabyrinth. Einsam ist es im weiten Rund. Dreißig und vierzig Kilometer weit sind hier die Dörfer voneinander entfernt, und nur da ein stilles Fischerhaus, dort eine klappernde Schiffsmühle verraten, daß dies Land doch bewohnt ist. Wohl sucht heute schon ein Hochwasserdamm das Strombett zu regeln, aber noch immer gibt es darin manche nie besuchte Insel, auf der kein Baum gefällt wird, kein Pfad die Wildnis durchzieht, keines Menschen Spur sich im feuchten Sande prägt. Hier kann man noch das

Leben eines Robinson führen. Millionen blutdürstiger Schlangen bilden eine wütende Kriegsgesänge aufführende Schütztruppe; in den Tümpeln zwischen den Hainen gleißen Wasserrösen, lachende Frösche im Chor, in der Dämmerung des Auwaldes ziehen feuchte Nebel wie blaße Gespenster Ertrunkener. In rosigem Abendschein verglüht diese stille, schöne Welt. Leise schlagen die Wellen an die Sandbank, auf der der Strom die Geschiebe, die er nicht mehr ertragen kann, nun sachte ablagert. Jede Welle, die über den samtweichen Strand spielt, wirft die glitzernden Körnchen durcheinander und schüttet ein paar Dutzend neue



Eine Mure zerstört einen ganzen Gebirgswald
Aufn. Hans Dopfer

dazu. Aber bald wühlt der Fluss ein neues Bett, die feuchte Sandbank von gestern wird morgen für immer trocken; wieder wandern Staub- und Humusbildner in ihr ein — ein Weidenanschlag deckt sie bald, ein schattiger Wald breitet seine Humusdecke über sie, sie wird eine Au wie die anderen — die Niederschläge des Lebens werden ihre Schichten über sie legen, der Sand sinkt immer tiefer, der Druck backt sie zu festen Massen, und mit der ewigen Geduld der Natur harrt das zugrunde gegangene, zerriebene und zerwischene Gebirge tief unten seiner Auferstehung, um als Sandsteingebirge im ewigen Kreislauf der Dinge dereinst wieder in einem rostigen Morgenstrahl zu erschimmern.

Auch die Berge vergehen und entstehen also in diesem rätselhaften Weltprozeß, in dem nichts beständig ist als der Wechsel der Schicksale, die jedes Körnchen erleidet, das in ihn geraten ist. Aus Bergen werden Ebenen, aus Felsgestein wird fruchtbare Boden, aus Mineralien wird durch die Vermittlung des Lebens kostbarer, lebenspendender Humus, und was ganz unverwertbar ist für das Leben, was den zerstörenden Mächten des Himmels und der Erde für dies eine Mal noch widerstand, das wird als Sand und feinstes Schlamm von den Flüssen ins Weltmeer getragen. Dort wird dem Kalk doch endgültig sein Schicksal bereitet: Das Meerwasser löst die leichten Reste auf, und Milliarden der Organismen harren schon, um diese Kalkmoleküle wieder in lebende Form umzuprägen. Auch der Quarzsand entgeht seinem Schicksal neuer Umformungen nicht. Wohl mag der aus den Flüssen stammende Sand sich im seichten Uferwasser, im sogenannten Schelf, durch eine Verkettung mechanischer Gesetze, die man noch nicht ganz durchschaut, am Ufer ablagern und dort ganze Sandhügelketten als vielgestaltige Dünenlandschaft aufbauen; auch das härteste aller Mineralien wird von dem Meeresswasser gelöst und die Lösung dann durch die im Meer schwimmenden Lebewesen verwertet. Auch aus ihnen bauen sich ländereweit neue Ablagerungen am Meeresboden auf. Aus den lichtlosen Tiefen steigen sie auf zu neuen Faltungen, und so wandert die Materie mit Hilfe des Lebens in einem ewigen Kreislauf aller Zustände, und nie kann man auch nur von einem ihrer Körnchen sagen, es sei alt und unbrauchbar geworden, und dadurch wertlos für das Weltall. In diesem tiefen Sinn spricht das Ewige selbst zu uns und sagt gelassen sein Zauberwort.

Pföppchen

Ein Kinderschicksal

Erzählung von Fritz Rostosky

6. Fortsetzung

Um so größer war das Erstaunen, als anderntags um die Stunde, da Frau Hannemann zum Einholen auszugehen pflegte, aus der Tür zu ihrer Wohnung eine helle Kinderstimme drang: „O Tante! Gehn wir auch zu den Feslemanten?“

„Ja, ja!“ antwortete es aus dem Innern, während die kleine Ungeduld schon aus der Tür lief. Und nun stand Phichen vor Schades Guckloch und hatte es sogleich ins Auge gefaßt. „Tante! Sieh doch: Da guckt jemand 'raus!“ rief es zurück. „Dawohnt wohl noch eine Tante?“

Frau Hannemann hatte endlich die Handschuhe gefunden und eilte hinterdrein.

Phichen stand unterdessen auf den Zehen und trommelte gegen die kleine Scheibe in der Türmitte. „Sieh doch: Da hat jemand 'rausgeguckt! Und nun ist es weg und zu!“

Frau Hermine konnte nur mit Mühe ein Lachen unterdrücken. „Was du nicht sagst!“

„Doch hat jemand 'rausgeguckt! War wohl eine andere Tante?“ beharrte Phichen.

„Ja, mag wohl sein.“

„Was ist denn das für eine Tante?“

Frau Hermine suchte die kleine Neugier eilends die Treppe hinunterzubringen. Aber die Kinderstimme war im ganzen Haus zu vernehmen: „Guckt die immer da so 'raus?“ Und, als keine Antwort kam: „Warum guckt denn die Tante immerzu da 'raus?“

„Weil sie sehen will, ob sie sich solch kleines Kind, wie du bist, mal fangen kann!“ erzählte sie der Kleinen, als sie auf der Straße waren. Sie wollte Phichen schon jetzt davor warnen, sich jemals von Frau Schade anlocken zu lassen.

Phichen aber wollte noch mehr hören. Ob das gar die böse Knusperhexe in ihrem Häuschen sei, die Hänsel und Gretel schlachten wollte?

„Nein, so schlimm wäre sie ja nun nicht, versicherte Frau Hermine. Aber es gäbe außer der Knusperhexe auch noch mehr Leute, die den kleinen Kindern nachstellten.“

Wie sie das denn machten: „nachstellen“?

Da geriet die Tante ein wenig in Verlegenheit. Sie bemerkte nach einigem Überlegen: „Sie wollen vielleicht nicht, daß Klein-Phichen bei der Tante bleibt.“

„Warum denn nicht?“

„Weil sie nicht zulassen wollen, daß Phichen die Feslemanten sieht. Denn andere Kinder können auch nicht zu den Feslemanten gehen.“

„Pfui! Pfui!“ machte Phichen, nun ehrlich entrüstet. „Seufzliche Tante! Seufzliche Tante!“

Damit schien der Fall einstweilen abgetan. Frau Hannemann glaubte, sich Phichen durch diese kleine Arglist besonders gesichert zu haben. Sie hatte nur nicht bedacht, daß Frau Schades Tür mit dem Guckloch für Phichen nun erst recht an Anziehungs- kraft und Abenteuerlichkeit gewann und besonders zu Grimassen und anderem Firlefanz herausforderte.

Eines Tages entdeckte sie zufällig, daß Phichen hinter ihrem Rücken dem Guckloch eine lange Nase drehte und die Zunge so weit herausstreckte, wie es möglich war. Das entsetzte sie einigermaßen. Sie verwahrte das Kind recht vernehmbar für etwaige Lauscher. Phichen gestand unbekümmert, es habe das stets so gemacht im Vorbeigehen, damit die böse Tante sehe, Phichen habe gar keine Angst, und sich hüte, ihr etwas Schlechtes anzutun. Dabei machte sie ein Gesicht, das ganz überzeugt war von ihrem guten Recht.

„Das darfst du aber nicht!“ drohte Frau Hermine ernstlich.

„Zu so einer seufzlichen Tante — darf man nicht?“ verwunderte sich Phichen.

„Nein! Dann heißt es überall, ich hätte solch unartiges Kind — und das ist doch nicht schön!“

Das wollte Phichen nicht einleuchten. Zögernd nur war sie stets an der Tür vorbeizubringen, und Frau Schade durfte nur durch ein Nadelloch in der Papphaut vor dem Auslug spähen, wenn sie nicht unweigerlich hören wollte: „Sieh nur — da guckt sie schon wieder!“ *

Im Kindergarten war Phichen zuerst ein wenig einsam und still. Frau Hannemann hatte eine Hortnerin aufgesucht, zu der nur Kinder aus gebildeten Ständen gebracht wurden. Auf solche Art konnte Phichen sich mancherlei absehen, was ihm von Hause aus fehlte. Nichts erzieht besser ein Kind als Kinder.

Phichen freilich bemerkte bald, daß um sie herum die Kinder anders waren, als sie gewohnt war. Keine rüpeligen Buben und keine durchtriebenen, halbwüchsigen Mädchen, die schon Schlechtigkeiten zu tuscheln hatten, kein Gesindel, das sich schlug und krierte, so daß es öfter Gebrüll gab. Gewiß waren die Spielkameraden im Hort auch keine Engel, aber eines schien schon fremd genug: Samt und sonders waren sie sauber und hübsch angezogen, als wäre alle Tage Sonntag.

Auch Phichen bekam eigens zu den Besuchen im Kindergarten ein Spielleidchen und eine Schürze mit breiter, großer Tasche, auf der Enten, Gänse und gar ein Pferdchen gestickt waren. Aber durfte man denn darin auf dem Boden umherrutschen und alles tun, was einem Spaß mache?

Fräulein Baldner, die Hortnerin, hatte beizeiten mit geübtem Blick durchschaut, woher Phichen stammte. Die anderen in Phichens Alter wußten schon, daß sie ein Taschentuch bei sich hatten, und versuchten es zu gebrauchen. Phichen aber zog unbedenklich sein Schmugnäschchen, und wenn es nicht ein flüssiges Licht zeigte, bohrte sie gern darin, indem sie die anderen Finger herausfordernd in die Luft spreizte. Die anderen Kinder stießen sich an und machten sich lustig, und da Phichen auch einige böse Gassenausdrücke an sich hatte, die es ganz unbekümmert zum besten gab, so war es bald nur noch in seiner eigenen Gesellschaft.

Frau Hannemann hatte der Hortnerin keine besonderen Erklärungen abgegeben. Phichen lief unter dem Namen Hannemann im Garten umher. Nur, daß es zu der älteren Dame, die nicht wohl seine Mutter sein konnte, „Tante“ sagte, war das äußere Zeichen dafür, daß Phichen und Frau Hannemann von Hause aus nicht zusammengehörten.

Fräulein Baldner gewährte auch die rührende Sorge, mit der Klein-Phichen jedesmal gebracht und abgeholt wurde, und sie nahm sich der Kleinen, die bisweilen traurig abseits stand, besonders an. Aber erst nach langen Mühen gelang es ihr, Phichen in einen Kreis vergnügter Kinder einzuschlieben, die zuerst alles taten, um den Eindringling wieder loszuwerden.

Phichen gewann sich nur langsam seine Dateinsberechtigung bei diesen Kleinen, schon recht selbstsichereren Damen, und zwar, indem es sich willig zu allem anstellen ließ, was auch die andern verlangten. Ihm erging es wie an jenem Sonntag im Park, als es, fremd und verlaufen, nahe dem Weinen, zu dem Sandhaufen kam, wo eine Burg gebaut wurde, zu der es Wasser schleppen sollte — viele Eimer voll. Ebenso getreulich tat sie es nun mit anderem, was ihr aufgetragen wurde. So kam es, daß die herrschsüchtigen Spielschwestern sie bald gern in ihrem Gefolge sahen, und da von ihnen nie eine gern tat, was die andere wollte, so hatte diejenige leicht die Oberhand, die sich Phichens Dienste sicherte.

Phichen besaß genug Mutterwitz, um bald zu bemerken, daß es des öfteren auf sie ankam. Sie zeigte nun gern kleine Launen, wie ein dienstbarer Geist, der weiß, wie unentbehrlich er ist. Dann riefen sie alle durcheinander: „Phichen — komm doch mit mir! Bekommst auch ein Zuckerplätzchen!“ Oder: „Bon mir kriegst du einen schönen Ball — der quietscht mächtig!“ Was würde ihr alles versprochen für ihre Kunst! Und wem sie sich schließlich neigte, dem folgten auch die anderen.

Auf solche Art lernte Phichen bald, daß man nur in der Nase bohren konnte, wenn's keiner sah, und daß man keine Lichter ziehen dürfe; dafür war das Taschentuch da.

Eines Tages — Phichen war noch nicht lange im Hort — erschien in der großen Halle, in der die Kinder während der kälteren Jahreszeit umhertollten, eine Frau, die sich zwar sehr vornehm trug, aber unverkennbar über ihren Stand hinaus gekleidet ging. Mit besonderem Aufgebot an Worten trat sie auf die Hortnerin zu und beteuerte ihr, nachdem sie ihren

Namen als etwas gleichsam Nebensächliches rasch und unverständlich hervorgestoßen hatte, wie „ungeheim wichtig“ es ihr sei, einmal dem Leben und Treiben im Hort zusehen zu dürfen. Sie habe auch ein kleines, das sie herzubringen gedachte. Aber die Sorge lasse sie, wie verständlich, erst einmal „Studien machen“, wie es denn im allgemeinen zugehe da und dort in den Kindergärten.

Sie hatte eine Menge Fragen, die sie wie Spulen ablaufen ließ, ohne auf Fräulein Baldners bereitwillige Auskünfte zu achten. Unterdessen ließ sie ihren Blick umherschweifen, unruhig und auf der Suche. „Ach!“ rief sie auf einmal. „Da ist ja die Kleine von nebenan!“ Und ergriff das rasch vorbeilaufende Phichen unversehens am Arm, daß es fast hingefallen wäre. „Du kennst mich wohl gar nicht mehr?“ lauerte die Frau.

„Nein!“ sagte Phichen, halb erschreckt, halb schüchtern. „Weiß nicht, wer du bist.“

„Und wer bist denn du?“

„Phichen!“ stieß es heraus, bekommene und mit großen Augen. „Und wie heißt du noch?“

Phichen zog die Schultern hoch.

„Was? Das weißt du nicht?“

Phichen sah sie ängstlich an.

„Du mußt doch wissen, wie du heißt — du!“ Dabei hielt sie das Kind so fest am Arm, daß es schon weh tat. „So?“ wandte sie sich an Fräulein Baldner. „Solche Kinder gibt es bei Ihnen auch, die nicht mal ihren Namen wissen? Ich dachte — —“ Sie räusperte sich hochmütig.

Die Hortnerin suchte den Vorwurf durch ein Lächeln zu entkräften. „Na, Phichen, sag der Tante schon, wie du noch heißt!“ Und als Phichen ratlos stand, sagte sie ihm vor: „Hannemann.“

Phichen schüttelte den Kopf dazu.

Die Fremde fiel auch gleich ein: „Heißt du denn Hannemann?“

„Nein!“ sagte Phichen klar und offen und tat ein Schnauferl, als falle ihm ein Stein vom Herzen.

„Also: Wie heißt du denn noch?“

„Pröppken!“ Leise und verschämt kam es hervor.

„So? Pröppken also? Hm . . .“ Die Fremde zog ein Notizbüchlein und schrieb hinein: „Phichen Pröppken“. Mit funkelnden Augen sah sie erst auf Fräulein Baldner, ob die nicht vor Staunen Mund und Ohren aufrisse, dann auf das ängstliche Phichen.

Die Hortnerin hätte längst das peinliche Verhör unterbrochen, wenn sie einen greifbaren Grund dafür gehabt hätte. Ihre angeborene Freundlichkeit brachte keine Gegenwehr auf. Nur forschiden wollte sie Phichen.

Aber die Fremde hatte das Kind schon wieder am Arm. „Wie kommst du denn zu Frau Hannemann?“

„Hannemann?“ Phichen machte erstaunte Augen. „Kenn' ich nicht . . . Kenn' nur Hampelmann.“ Darüber wagte sie ein kleines Lächeln.

„Hm, hm — das wird ja immer feiner!“ sagte die Fremde vor sich hin. „Sie sehen, liebes Fräulein: Da stimmt was nicht!“

„Ich möchte wirklich bitten, meine Dame, das Kind nicht so einzuschüchtern. Es scheint mir auch unangebracht, es auszufragen.“

„Ach, nein?“ höhnte die andere. „Ist Ihnen wohl auch nicht angenehm, daß ich der Sache nachgehe? So was sollten sie wahrhaftig nicht unterstützen!“

Die Hortnerin hätte ihr gern die Tür gewiesen. Aber sie fühlte sich in abhängiger Stellung. Wer wußte, wer vor ihr stand? Sie konnte Phichen nur bei der Hand nehmen und fortführen. Als aber Phichen bemerkte, daß es beschützt werde, blieb es in der Entfernung stehen, drehte sich zurück und rief hell durch den Saal: „Du bist sicher die böse Knusperhexe! Die will die Kinder einsangen und fressen!“

Alle Kinder hörten es und lachten laut, teils über Phichen, teils über die Fremde, die albern genug war, dem Kinde zu drohen. Und da sie noch immer stand, den Schirm erhoben, erfüllte ein vielstimmiges Geschrei den Saal: „Knusperhexe! Olle Knusperhexe!“

Phichen zappelte an Händen und Füßen vor Schadenfreude, und die böse Frau verließ rasch die Stätte. In ihrer Handtasche aber führte sie den Namen des Kindes mit sich, wie eine schlimme Zaubersformel, und sagte ihn immer vor sich hin: „Phichen Pröppken — Phichen Pröppken . . .“ Oh — die nebenan sollte schon sehen, daß sie nicht mit sich spaßen ließ! —

Als Frau Hannemann Phichen an jenem Tag abholen wollte, wurde ihr erzählt, was vorgefallen war. In ihrem Gesicht wechselten jähre Blässe und fliegende Röte, und die Hortnerin wagte sie kaum anzusehen, so erregt schien sie.

„Das ist ja — unerhört!“ stieß Frau Hannemann hervor. Damit machte sie die Sache freilich nicht besser.

Phichen stand daneben und schaute erwartungsvoll zu den Großen auf. „Das war die seufzliche Tante — die immer geuckt hat!“ rief es dazwischen, wurde aber zu den andern Kindern fortgeschickt.

Frau Hannemann bemühte sich nun, Fräulein Baldner zu erklären, daß es sich in Phichen um ihr Pflegekind handle, dessen Eltern unbekannt seien. Wenn es sich gut entwickle, gedachten sie es zu eigen anzunehmen. Es sei darum eine besondere Gemeinheit von der lieben Nachbarin, sich an das Kind heranzumachen, um ihm seine Unbefangenheit, sein Zutrauen zu den Pflegeeltern zu rauben.

Die Hortnerin verstand das alles, wie es schien, sehr wohl. Nur blieb ihr unbegreiflich, warum Frau Hannemann anfänglich so überaus betroffen gewesen war. Sie versprach gern, keinesfalls wieder einen ähnlichen Versuch an dem Kinde zu dulden.

Unterwegs begehrte Phichen zu wissen, wer denn „Hannemann“ sei.

„So heißen wir: Onkel und Tante“, erklärte Frau Hermine, noch halb abwesend. „Und wenn du dich mal wieder verlaufen solltest und wirst gefragt: Wie heißt du denn?“, dann mußt du einfach sagen: „Phichen Hannemann!“ Dann kommst du schon zu Onkel und Tante zurück.“

„Heißt doch aber nicht Hannemann!“

„Wie denn aber sonst?“ fuhr es Frau Hermine fast ungeduldig heraus.

„Phichen.“

„Und wie noch?“

„Pröppken!“ sagte es ernst, als müsse es etwas Beschämendes eingestehen.

Fast stand Frau Hermine auf der Straße still vor Überraschung. Nun wußte das Kind also doch, wie es hieß, und schien es bewußt verschwiegen zu haben? Denn sonst wäre es wohl kaum erst in ihr Haus gekommen. „Phichen Pröppken“, sagte sie kopfschüttelnd zu sich selber. Sollte sie es nicht lieber rasch wieder vergessen, damit sie es nicht mehr wisse? Sie wagte vorerst nicht mehr, Phichen anzusehen. Das war, als werde es nun erst, was es schon immer gewesen: ein fremdes Kind.

Sie wollte Phichen nur nicht mehr an das Eingeständnis erinnern, daß sie es nicht weiterplappere. Und Hannemann durfte es auf keinen Fall hören! Sonst plagte ihn sein Amtsgewissen, und er ging hin, es der Behörde zu melden. Dann war alles zu Ende. Eine heiße Angst überlief sie. Wie ein Furchtgespenst fiel der schreckliche Gedanke sie an, daß Frau Schade den Namen erfahren könnte. Sie vermochte nicht mehr frei zu atmen und rang sich, halb ungewollt, nach die Frage ab: „Was hast du denn der fremden Tante gesagt, wie du heißtest?“

„Pröppken“, antwortete Phichen. „Und dann hab' ich gerufen: Knusperhexe! Olle Knusperhexe! Und sie hat mit dem Schirm gedroht . . . Da haben sie alle auch gerufen: Knusperhexe!“

Da war etwas Schönes angerichtet! Frau Hermine hätte laut herausweinen mögen, so schnürte ihr die Angst die Kehle zu. Sie mußte öfter stehenbleiben und sah verwirrt umher. Was kam nun? Schon malte sich ihr das Bild, wie Phichen fortgeholt wurde von der Polizei, von schreienden, empörten Eltern. Das Haus lief zusammen, jeder gab seiner Entrüstung freien Lauf, und am Ende stand sie noch vor Gericht und wurde verurteilt — weil sie Phichen geliebt hatte, wie ihr eigenes Kind . . . Oh, es war entsetzlich! Der neulich flüchtig hingeworfene Gedanke, sie wolle mit Phichen fortreisen, weit weg, damit niemand sie finde, gewann nun greifbare Gestalt. Was blieb denn übrig? Aber Hannemann —: Durste sie es ihm antun, daß sie alle mit Fingern auf ihn zeigten? Solche Frau hatte er: Die flüchtete mit einem fremden Kind und ließ ihn sitzen, sagten sie dann alle. Im Amt verdachten sie es ihm, weil er es so lange geduldet hatte, das fremde Kind, und am Ende mußte er nach langem, treuem Dienst abgehen?

All diese schrecklichen Gedanken durchjagten die arme Frau. Siedeheiß kochte ihr das Blut im Herzen; dabei fror sie am ganzen Leibe.

(Fortsetzung folgt)

Auch der STRUMPF wünscht pfleglich behandelt zu werden



Seidenstrümpfe müssen vorsichtig angezogen werden. Der Strumpf wird stets gedreht, dann über den Boderfuß gezogen und langsam nach oben aufgerollt, da sonst der Strumpf leicht reißt.



Falsch ist es, den Strumpf bereits nach oben zu ziehen, wenn der Fuß noch nicht vollständig im Strumpfende liegt.



Die Masche, die mit einem Spezialhaken aufgenommen wird, macht das Flicken unsichtbar.

Waschen und Plätzen von Seidenstrümpfen. Der Strumpf wird nur leicht ausgedrückt. Man spült mit lauwarmem Eßigwasser nach. Geplättet wird stets von Lint; Minge an der Hand zerreißen leicht den Strumpf. Die Hand im Strumpf geht der Richtung des Plättiefens nach.



Man legt auf die schadhafe Stelle ein Stück eines präparierten Gummistoffes und fährt dann mit dem nicht allzu heißen Bügeleisen darüber.



Löcher an der Spitze oder Fußlohe werden sauber und rasch mit der Maschine gestopft. Eine einfache, preiswerte Vorrichtung spannt den Strumpf fest, so daß man ihn leicht unter der Nadel hindurchführen kann.

Aufnahmen: Jenny Schneider

Tulpen und Narzissen

sind Zwiebelgewächse, die bei richtiger Behandlung durch den Blumenfreund unbedingt zur Winterszeit zum Blühen gelangen müssen. Sie verlangen vor allem eine entsprechende Temperatur, und je höher diese ist, um so rascher werden sich die Blüten entwickeln. Bei niedriger Zimmertemperatur geht die Entwicklung langsamer, doch auch mit Sicherheit vor sich. Bei Zwiebeln mit großen oder zahlreichen Blüten kann der Blumenschaft häufig nicht die Blütenlast aufrecht tragen. Hier hilft man durch Aufbinden.

Die Reinigung des Gasherdes.

Vorbedingung für einen richtig funktionierenden Gasherd ist größte Sauberkeit. Nach jedesmaligem Gebrauch ist die Herdplatte und das Schutzblech mit einem Lappen oder mit Zeitungspapier abzureiben. Von Zeit zu Zeit erfolgt eine gründliche Säuberung. Zuerst wird die Herdplatte gereinigt, dann der Brenner in seine drei Teile, Brennerkopf, Brennerpilz und Brennerdeckel, zerlegt, in Soda-wasser mit einer Bürste gesäubert und mit einem Tuch getrocknet. Das Schutzblech unter der Herdplatte wird herausgezogen und mit einem feuchten Lappen abgewischt. Die Bratröhre reibt man am besten mit Zeitungspapier aus. Sind Fett-spritzer darin, so reinigt man sie mit Soda-wasser und Seife und reibt sie gründlich nach. Scharfe Mittel sind unbedingt zu vermeiden. Die Nickel- oder Messingteile werden regelmäßig geputzt und gut nachgerieben. Gelockerte Schrauben werden mit einem Schraubenzieher fest angezogen. Zuletzt erfolgt die Zusammensetzung der einzelnen Teile, die genau aufeinander passen müssen. Bei der geringsten Unregelmäßigkeit des Gasherdes ist die Gasanstalt zu benachrichtigen, die die geeigneten Leute zum Nachsehen und Reparieren sendet. Vor nicht erprobten Handwerkern oder solchen, die sich dafür ausgeben, muß immer wieder gewarnt werden, ebenso vor Händlern, die sogenannte Sparbrenner oder Ersatzteile anbieten. Die Töpfe müssen genau auf den Herdring passen, damit nicht unnötig Gas verbraucht wird. Stehen sie schief, strömt Gas aus und belastet die Rechnung, ohne Nutzen zu stiften.

Achtung - Zugluft!

Den törichten Versuch, einem Übel abhelfen zu wollen, ohne den Anlaß zu seiner Entstehung auszuschalten, verspottet ein russisches Sprichwort, welches lautet: man kuriert den Schnupfen und besiegt die Zugluft nicht. — Es ist ein gutes Gleichnis: zweierlei Erfahrungen des täglichen Lebens verbindend, die jedermann selbst machen oder doch nachprüfen kann; daher allen verständlich. Zum mindesten ist allgemein unbestritten, daß man sich durch Zugluft die unangenehmsten Erkältungskrankheiten zuziehen kann; in der Praxis freilich läßt die Nutzanwendung solcher Kenntnis zu wünschen übrig. Der Leichtsinn, mit welchem viele Leute sich und ihre Mitmenschen dem Zuge aussetzen, kennt manchmal keine Grenzen.

Jede Fahrt in Stadtbahn- oder Straßenbahnwagen kann dafür Beweise liefern. Bei einigermaßen warmem Wetter findet sich fast immer ein Fahrgast, dem die durch einseitig geöffnete Ventile oder Fenster vorgesehene Lufterneuerung nicht genügt. Mit einer Verstohlenheit, die sein schlechtes Gewissen verrät, macht er sich an einem Fenster der Gegenseite zu schaffen oder wagt es sogar, allen aufgedruckten Verboten der maßgebenden Behörde zum Trotz, die Tür des Wagens ein wenig zu verschieben. Die Wirkung des entstandenen Gegenzugs ist stets die nämliche: die bisher aus lauter einzelnen, sich gegenseitig wenig beachtenden Personen bestehende Fahrtgemeinschaft spaltet sich in zwei Parteien, die der Zugempfindlichen und der Widerstandsfähigen.

Während diese sich zustimmend oder wenigstens neutral verhalten, unterdrücken die anderen ihr Mißbehagen keineswegs, wenn auch je nach Temperament und Erziehung die Ausdrucksformen dafür sich unterscheiden. Die alte Dame mit dem Leidenszug im Gesicht begnügt sich damit, Deckung zu suchen oder das Taschentuch vor den Mund zu pressen, der stattliche Herr ihr gegenüber erwägt ernsthaft die Möglichkeit eines Platzwechsels, um dem drohenden Neuralgianfall vorzubeugen; eine ängstliche Mutter zieht ihr Kindchen dichter an sich, nachdem sein flatterndes Haar ihr angezeigt hat, daß es „mitten im tollsten Zug“ sitzt. Ihr resoluter Gatte aber macht dem Zwischenfall beherzt ein Ende, indem er mit vernehmlichem Ruck den geöffneten Spalt wieder schließt; — was nicht immer ohne Widerspruch oder ironische Bemerkungen von der Gegenpartei hingenommen wird.

Für den abgehärteten Menschen ist der zugempfindliche zweifellos eine komische Figur, im Zeitalter der zunehmenden Sportvorliebe mehr denn je. Daß ihm zugleich eine innere Tragik eignen kann, wußte Friedrich Theodor Vischer, als er vor etlichen Jahrzehnten den unsterblichen Helden seines Romans „Auch Einer“ schuf. Aus dessen Munde vernimmt man die unvergeßbare, köstliche Einteilung der Baustile in den „rein katarrhalischen“, nämlich den klassischen, den „gemischt-katarrhalischen“ oder den „Katarrh- und Frostbeulenstil“, worunter der gotische verstanden wird, und endlich den wegen seiner Vorliebe für Hallen und Loggien gleichfalls zur rein katarrhalischen Form gehörenden Renaissancestil, der jedoch bereits Keime zum einzigen richtigen, dem Zukunftsstil enthalten sollte.



Mit dem zärtgrauen Kostüm aus hammerschlagartigem Wollstoff harmoniert eine gestreifte Seidenweste in röthlicher Tönung
Modelle: Graumann u. Schreibmann



Schickes Golfkostüm aus kariertem Wollstoff
Modell: Benedict
Aufnahme: Binder



*Hellere
TAGE
hellere
FARBEN*

Die Eleganz dieses kragenlosen Mantels aus Bouclé liegt in der Einfachheit des Schnitts und der Anordnung der Kupferknöpfe. Die langen Fechtmanschetten sind oben aufgeknöpft



Grauemuster Kostüm aus leichtem Wollstoff mit aparter weißer Pikeebluse
Modell: Clara Boehm

Aufnahmen Becker & Maß

Rechts oben: Jugendlicher Mantel aus uni Craquelé mit farbiger Buenos-Krawatte. Das Allerneueste sind drei große Kupferknöpfe und ein Gürtelschloß aus dem gleichen Material



Flotter Sportmantel aus uni-diagonal-Wollstoff mit passender Buenos-Krawatte

Es erscheint fraglich, ob der anfällige Herr, der diese Prophezeihung ausspricht, sich mit der neuzeitlichen Bauweise einverstanden erklären würde, die dem Grundsatz der Querlüftung huldigt; jener Anordnung der Räume nämlich, die für jeden einzelnen die Möglichkeit der Durchlüftung dank gleichzeitigem Öffnen der in entgegengesetzte Mauern eingefügten Fenster vorsieht.

Vielleicht würde ihn die Einsicht stören, daß es überhaupt keinen Wohnraum mehr gibt, in dem man vor Zugluft vollkommen sicher ist. Der moderne Mensch aber, mit seinem vertieften Verständnis für die Forderungen der häuslichen Gesundheitspflege, billigt die neue Bauweise durchaus, freilich mit dem Vorbehalt, daß die geschaffenen Möglichkeiten in gutem Sinne ausgenutzt werden. Sonst nämlich wird auch hier Vernunft zum Unsinn, Wohltat zur Plage, und die gesundheitliche Maßnahme der Lufterneuerung macht die Leute krank.

Querlüftung bewirkt eine solche viel gründlicher und in wesentlich beschleunigtem Tempo, was sonst durch stundenlanges oder wiederholtes Fensteröffnen gelang, kann nunmehr in wenigen Minuten erreicht werden. Das sollten sich die Hausgenossen gesagt sein lassen, und daher soviel Selbstkontrolle üben, daß sie ihrem Lüfterneuerungsbedürfnis ohne Gefährdung zugänglicher Mitbewohner Genüge tun. Nichts beeinträchtigt den häuslichen Frieden so stark wie die Vernachlässigung dieses selbstverständlichen Gebotes der Nächstenliebe, das leider bisher nur wenigen Menschen geläufig zu sein scheint. Weshalb denn auch jener Witzbold gar nicht unrecht hatte, der sich einmal zu dem Grundsatz bekannte, zwei Menschen, die einen Lebensbund einzugehen beabsichtigten, sollten nicht nur auf Übereinstimmung der Temperaturen Wert legen, sondern auch nachprüfen, ob die Temperaturen zusammenpassen, in denen jeder von ihnen zu leben wünscht. In der Tat läßt sich schwer eine dauernde Harmonie erhoffen, zwischen Menschen, von denen der eine sich nur im überheizten Zimmer behaglich fühlt, während der andere noch kaum die Zentralheizung aufdrehen möchte, wenn die Fenster bereits Eisblumenschmuck tragen. — Niemals sollte man vergessen, daß Vorliebe und Abneigung auf diesem Gebiete konstitutionell bedingt sind und daher nicht beliebig unterdrückt werden können. Besonders aber der verwegenen Jugend, die Zugänglichkeit gewöhnlich als Alterserscheinung verachtet und sich in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Witterungerscheinungen so sicher fühlt, schärfe man die Pflicht ein, Rücksicht zu üben, die nämliche Rücksicht, die auch sie dereinst von der nachwachsenden Generation zu verlangen genötigt sein wird.

Etwas über die Blumenpflege

Zimmerpflanzen leiden oft unter Erdflöhen und Würmern. Viele Mittel sind schon angewandt worden und haben nicht viel genützt. Erdflöhe gehen weg, wenn man Streichhölzer mit den Köpfen in die Erde steckt. Auch die Würmer vertragen den Zündstoff der Hölzer schlecht und ziehen langsam an die Oberfläche. Legt man nun ein Stück faulen Apfel auf den Blumentopf, so setzen sich die Würmer hieran fest, und man kann sie leicht entfernen. Bitte probieren Sie; das Mittel ist billig und gut!

Eiweiß als unlösliches Klebemittel

Wenn man Etiketten auf Gläser, Flaschen oder Blechbüchsen aufkleben will, so zeigt sich meist, daß sich sowohl die gummierten, wie die mit irgendeinem Leim aufgeklebten, nach einiger Zeit wieder ablösen, wenn der Aufbewahrungsräum etwas feucht ist. Eiweiß, das man mit einer Gabel zu Schaum schlägt und mit einem Pinsel aufträgt, hält in solchem Falle ausgezeichnet.

Glas- und Kristallschalen dürfen nicht „springen“

Bevor man heißes Kompott, Creme-, Gelee- oder andere Speisen zum Erkalten in Schalen aus Glas oder Kristall füllt, halte man diese ein paar Sekunden lang mit der Innenseite über den dampfenden Topf. Sie erwärmen sich soweit, daß man die Speise nun unbesorgt einfüllen kann.

Kartoffelwasser

von geschälten Kartoffeln hilft beim Silberputzen. Sie müssen nur das Wasser von den gekochten Kartoffeln statt in den Ausguß in eine Schüssel gießen, in die Sie das benutzte Silber getan haben. Das reiben Sie dann nur trocken und haben es damit ohne jeden Aufwand tadellos glänzend sauber.

Kartoffelschalen

dürfen Sie nicht einfach fortwerfen. Die lassen Sie 2 bis 3 Tage liegen, damit sie trocknen, und werfen sie dann ins Herdfeuer. Erstens brennen sie gut, zweitens haben sie die sehr angenehme Eigenschaft, die Esse völlig rußfrei zu halten. Dann zieht der Herd natürlich besser. Sie müssen nur darauf achten, daß Sie die Schalen nicht zu früh ins Feuer tun; denn wenn sie noch zu feucht sind, verbrauchen sie zu viel Wärme, ehe sie anbrennen, und dann wird die Sache wieder unwirtschaftlich.

Loch im Strumpf

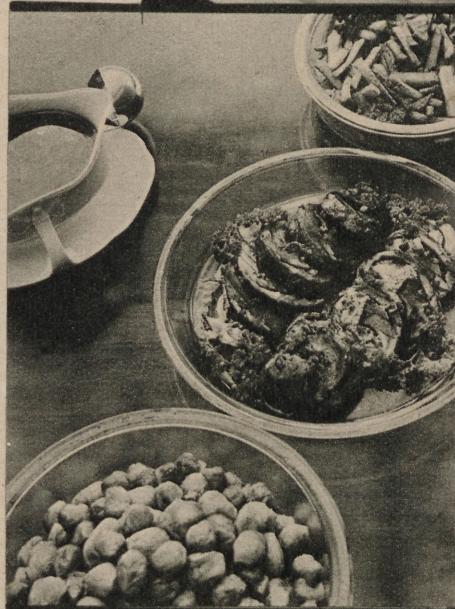
Was haben die lieben Kinder da manchmal für riesenhafte Exemplare fertig bekommen, wie verzweifelt sitzen wir darüber und suchen sie zu stopfen. Aber Geduld. Ein kleines Stück gleichfarbiger Gitterfüll wird untergelegt, der Stopffaden schön sauber durchgezogen, und im Nu ist das größte Loch ganz schnell und fast unsichtbar gestopft.

Der Überlauf am Abwaschtisch

An den Abwaschtischen fehlt seltsamerweise in zahlreichen Fällen der sogenannte Überlauf, der verhüten soll, daß die Abwaschtische vollaufen und das Wasser sich über den Bord in die Küche ergießt. Einen Ablauf nachträglich einzubauen, dürfte vielfach auf Schwierigkeiten stoßen, da zu diesem Zwecke eine der Wände des Abwaschtisches durchbohrt werden müßte, um Platz für ein Abzweigrohr zu schaffen. Mit geringen Kosten stellt man sich einen Überlauf her, indem man ein festes Metallrohr, das man sich vom Klempner beschafft und das genau passend ist, in das Ablaufloch des Abwaschtisches steckt. Das Rohr muß einige Zentimeter unter dem Bord des Abwaschtisches enden.



Wie sich Norddeutsche Herz mit Spätzle vorstellen



Das appetitlich gespickte Herz Aufnahmen: E. Reinhardt

Das verschmähte Herz



Gefülltes Kalbsherz mit Rosenkohl und Pommes frites

Das Herz ist ein zäher Muskel. Das dachte vielleicht auch jener Mann, der im Metzgerladen ein Stück mürbes Fleisch erstehten wollte. Als ihm ein solches mit der Empfehlung: „Zart wie das Herz einer Frau“ empfohlen wurde, lehnte er kalt mit den Worten ab: „Dann geben Sie mir lieber ein paar Würstchen“.

Es ist nun richtig, daß es kaum einen zäheren Bissen gibt als ein mit Gleichgültigkeit gekochtes Herz. Ebenso richtig ist es aber auch, daß man mit ein wenig Schläue, sagen wir besser mit ein wenig Nachdenken und Aufmerksamkeit, das Problem, ein Herz zu erweichen und eine köstliche Speise daraus zu machen, lösen kann. Ganz abgesehen davon, daß das Herz, ähnlich wie die Leber, sehr vitaminhaltig ist und aus diesem Grunde und auch aus anderen Gründen von den Ärzten besonders geschätzt wird, ist es reich an aromatischen Extraktivstoffen und liefert daher eine kräftige, wohlgeschmeckende Tunke.

So erweicht man ein hartes Herz: Wir verschaffen uns zwei kleine Kalbsherzen von zusammen etwa 500 g, entfernen die groben Röhren, durchschneiden die innere Querwand und waschen gründlich. Wir bereiten eine Füllung aus gehackten Zwiebeln, geriebenem Schwarzbrot und Würfelchen aus geräuchertem Speck, ähnlich wie zu Rindsrouladen. Wir salzen die Herzen, auch innen, füllen und nähen zu. Wir spicken die Herzen. In der Pfanne braten wir zuerst etwa 50 g Speckwürfelchen an, die wir, sobald sie glasig sind, entfernen und in einen Schmortopf geben. In dem Fett rösten wir noch eine in Würfel geschnittene Zwiebel, eine ebenso geschnittene Möhre und zuletzt die mit Mehl bestäubten und etwas gesalzenen Herzen und geben alles in den Schmortopf, in dem wir das Gericht unter allmählicher Hinzugabe von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ l Wasser oder besser Brühe und unter zeitweiligem Wenden gar werden lassen. Je nach der Hitze, die wir ihm zuführen, wird das Herz entweder weich wie Butter oder auch zähe wie Leder. Das Herz darf nicht eigentlich kochen, sondern nur so ganz still und leise schmoren oder vielmehr ziehen. Bei dem Gaskocher müssen wir die Hitze, auch bei kleingestellter Flamme, durch einen Untersteller mildern, damit das Herz so ganz sacht und allmählich weich wird. Zur Unterstützung des Weichwerdens geben wir noch 1 Eßlöffel Essig hinzu oder ein Gläschen Kognak. Nach etwa 2 bis 3 Stunden ist das Gericht fertig. Wenn erforderlich, entfetten wir die Tunke etwas und machen sie sämig. Das Herz zerschneiden wir in Scheiben, empfindliche Gemüter möchten vielleicht sonst an der ausgesprochenen Form Anstoß nehmen. Die Tunke reichen wir, ohne daraus vorher die verschiedenen Würfelchen zu entfernen. Wundervoll kräftig mundet sie, wenn wir ihr noch ein Gläschen Madera opfern. E. Reinhardt,



Brotkrüsten mit Ananas
 Dünne Scheiben von Milchbrötchen werden in Butter gebacken, mit Raffinadzucker überstreut und im Ofen aufgeflammt. Man belegt die Brotschnitten mit je einer halben, in Sirup heißgemachten Ananas Scheibe. Man richte die Schnitten im Kranz an; an die Mitte füllt man ein Fruchtmischung von Kirschen, Erdbeeren, Bananen usw. Man übergießt alles mit einem dicken gekochten Ananassatz mit Zitronenaroma.

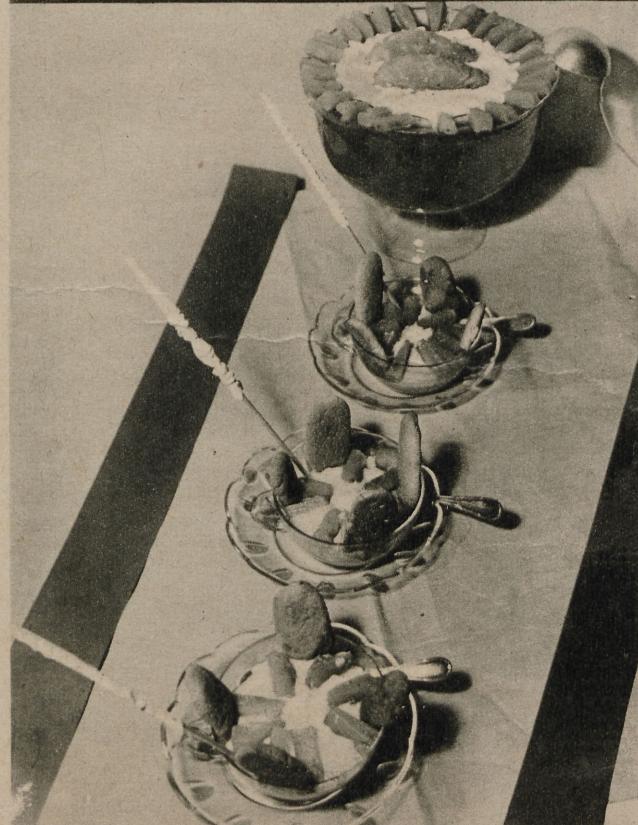
Die begehrte Frucht



Ananas - Pudding. Eine abgeschälte frische Ananas wird feingehäuft und mit einer halben Tasse Wasser, 250 g feinem Zucker und zwei Löffeln Mondamin einige Minuten gekocht. Dann streicht man die Masse durch ein Sieb, verröhrt sie mit 30 g Gelatine, streicht kleine Formen mit Mandelöl aus und läßt die Masse erstarren. Man reicht Fruchtsaft dazu.

Ananas - Sorbett. Die eingemachte Ananas wird kleingeschnitten und mit dem Saft in eine Bowlenterrine gelegt. Man gießt einen halben Liter kalten Wassers darüber, gibt den Saft von zwei Zitronen und 500 g Zucker dazu und stellt alles aufs Eis. Dann schmeckt man die Flüssigkeit mit Zucker und Zitronensaft gut ab und stellt sie auf Eis.

Rezepte und Aufnahmen:
 Jenny Schneider



Lösen des Kuchens vom Kuchenblech

Ein einfaches Mittel gibt es, den Kuchen, der so oft am Kuchenblech anhakt, von diesem zu lösen. Man stelle den Kuchen mit dem noch heißen Blech auf ein nasses Tuch, und der Kuchen läßt sich sehr bald mühelos vom Blech abheben.

Das Reinigen weißlackierter Möbel

Weißlackierte Möbel bekommen einen frischen reinen Glanz, wenn man sie mit einem weichen Tuche abreibt, das mit Blauwasser getränkt ist, wie es beim Bläuen der Wäsche in Anwendung kommt (Waschblau). Der Lacküberzug der Möbel wird durch das Blauwasser nicht angegriffen. Will man die sogenannten „Patzflecke“ von den Möbeln entfernen, dann bedient man sich mit Vorteil eines Lappens, den man mit Speiseöl angefeuchtet hat.

Harte Gummizwaizen

wieder elastisch zu machen. Durch längeres Liegen werden Gummizwaizen von Wringmaschinen hart. Um sie wieder weich und geschmeidig zu machen, legt man sie in Ammoniakwasser. Die Mischung besteht aus einem Teil Ammoniak oder Salmiakgeist zu zwei Teilen Wasser. Auch hart gewordene Gummiringe von Einmachgläsern und dergleichen lassen sich auf diese Weise erweichen.

Das Reinigen von Wachstüchern

darf nicht durch Seifenwasser erfolgen, da die Seifelauge den schmückenden farbigen Aufdruck der Wachstuchdecken fortreiht. Statt Seife verwendet man mit Vorteil Milch, mit der man das Abwaschtuch befeuchtet. Milch hat die gleiche Reinigungskraft wie Seife, greift aber den Druck nicht an.

Die haltbare Schuhsohle

Die kluge Hausfrau baut vor! Die Schuhsohlen der Kinder sind zu schnell durchgelaufen. Sie bestreichen die neue Sohle, nachdem Sie sie mit Sandpapier abgezogen haben, dünn mit Tischlerleim. Ist der Leim gut getrocknet, so wiederholen Sie das Verfahren ein zweites Mal. Ein ebenso gutes Mittel finden Sie im mehrmaligen Bestreichen der aufgerauhten Sohlen mit Firnis.

Reis darf nicht anbrennen

Daß Reis nicht anbrennen darf, das weiß allerdings jede Hausfrau, und doch passiert ihr dies hin und wieder, weder zur Freude des Gaumens noch der Nase. „Und dabei habe ich den Reis so oft umgerührt“, erklärt sie stets, wenn ihr dieses Mißgeschick widerfahren ist, und sie ist gewöhnlich erstaunt, wenn man ihr sagt, daß sie mit dem Umrühren gerade das Verkehrtste getan hat. Ja: Reis will in Ruhe kochen. Nur der Reis, der beim Kochen nicht umgerührt wird, wird stets zur Freude der Hausfrau geraten.



Brigitte Hartwig und Kurt Lenz, die beiden Solisten des Balletts Gsovsky im Februarprogramm des Berliner Wintergartens
Aufn. Robertson

*Von
Bühne,
Film
und
Varieté*



La Teresina, die große spanische Tänzerin, bildet den Glanzpunkt des Februarprogramms der Berliner Scala
Aufn. Scherl



„Die geschiedene Frau“

Leo Falls erfolgserprobte Operette fand auch in ihrer Neuinszenierung im Theater am Nollendorfplatz in Berlin unter der musikalischen Leitung von E. W. Korngold und Arthur Guttmann beifallsfreudige Aufnahme. — **Lucie Mannheim** und **Adolf Wohlbrück** in einer Szene

Aufn. Scherl



„Moral und Liebe“

ein Kristallfilm mit **Grete Mosheim**, **Camilla Horn**, **Oskar Homolka**, **Johannes Riemann** und anderen. — Unser Bild zeigt Grete Mosheim und Oskar Homolka in einer Szene mit dem hochbegabten Filmkind **Petra Unkel**